

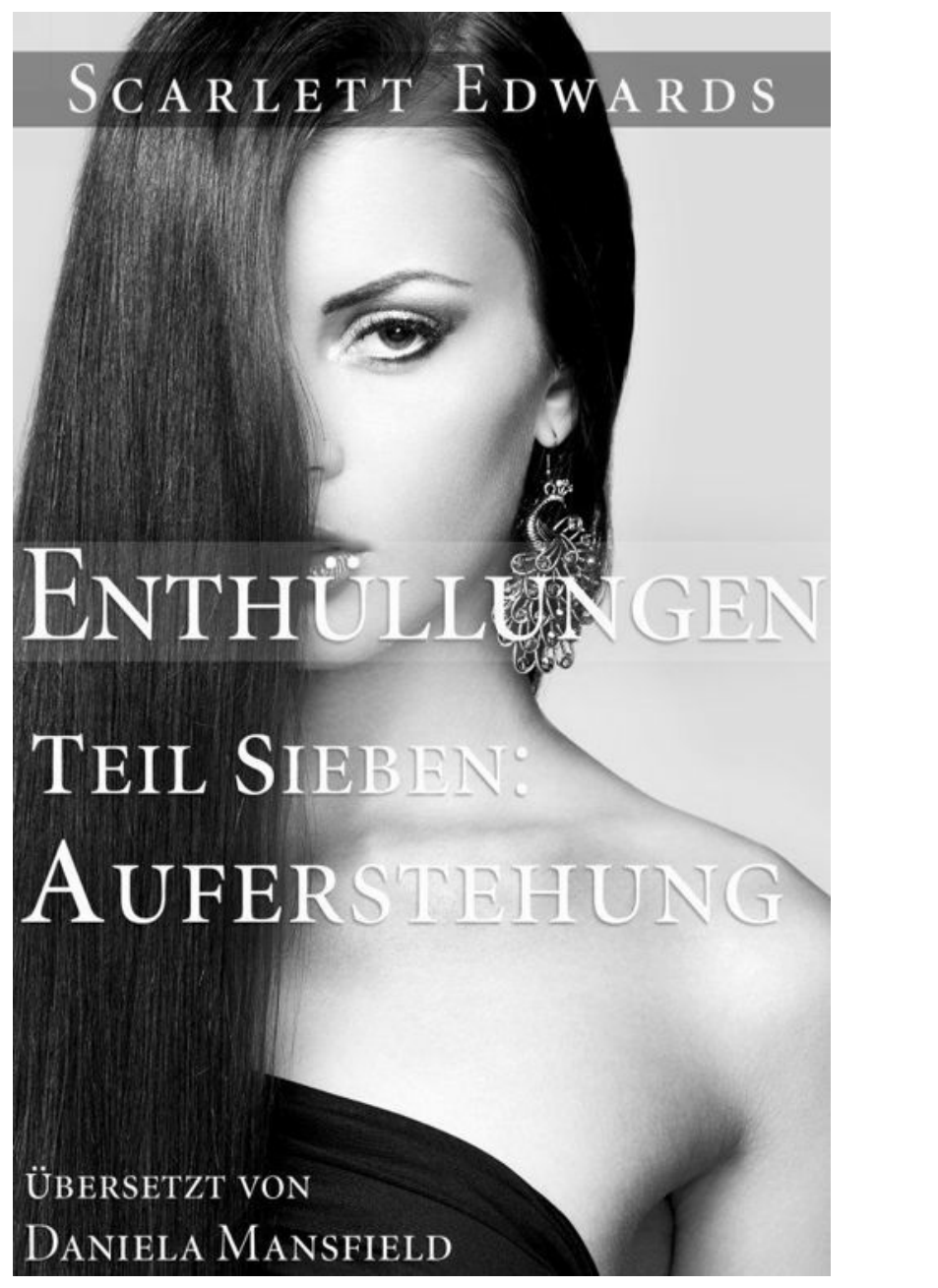


SCARLETT EDWARDS

ENTHÜLLUNGEN

TEIL SIEBEN: AUFERSTEHUNG

ÜBERSETZT VON
DANIELA MANSFIELD



SCARLETT EDWARDS

ENTHÜLLUNGEN

TEIL SIEBEN: AUFERSTEHUNG

ÜBERSETZT VON
DANIELA MANSFIELD

Dies ist ein Werk der Fiktion. Alle Namen, Personen, Orte und Handlungen sind frei erfunden oder werden fiktiv verwendet. Ähnlichkeiten mit lebenden oder verstorbenen Personen, Schauplätzen oder Ereignissen sind rein zufällig.

ENTHÜLLUNGEN, TEIL 7: AUFERSTEHUNG

Copyright © 2014 Edwards Publishing, Ltd.

Alle Rechte vorbehalten.

Englischer Originaltitel: »Uncovering You 7:
Resurrection«

Deutsche Übersetzung Daniela Mansfield 2015

Titelbild: Scarlett Edwards

Innengestaltung: Scarlett Edwards

Herausgegeben von Edwards Publishing, Ltd.

Edwards Publishing
477 Peace Portal Drive
Suite 107-154
Blaine, WA 98230

Das Hochladen, Scannen oder die Vervielfältigung dieses Buches auf jegliche Art und Weise --- einschließlich aber nicht beschränkt auf elektronische und mechanische Art, Fotokopieren, Aufnehmen und sonstiges --- ohne die Zustimmung des Inhabers des Urheberrechts sind gesetzlich verboten und strafbar. Bitte erwerben Sie ausschließlich autorisierte Exemplare dieses Werkes und nehmen Sie nicht an oder unterstützen Sie nicht den Handel mit elektronischen Raubkopien von urheberrechtlich geschütztem Material. Vielen Dank für Ihre Mithilfe.

Enthüllungen, Teil 7:

Auferstehung

von Scarlett Edwards

Februar 2015

Edwards Publishing

Leserhinweis:

Enthüllungen, Teil 6 enthält Szenen mit starkem emotionalem und körperlichem Missbrauch. Lesern, die empfindlich auf diese Themen reagieren könnten, wird empfohlen, Vorsicht walten zu lassen.

Buchbeschreibung:

Ich weiß, warum ich entführt wurde.

Wie sehr ändert das die Dinge? Das kann ich nicht sagen. Ich habe immer noch eine Schwäche für Jeremy — wenn er Jeremy ist. Aber wenn er Stonehart ist? Nun, dann tritt mein gesamter Hass zutage.

Um die richtige Entscheidung treffen zu können, was ich als nächstes tun soll, muss ich mich von Jeremy lösen und desinteressiert und emotional unabhängig sein. Jeremy macht es mir schwer, mich zu distanzieren. Stonehart macht es mir leicht.

Welcher Seite von ihm werde ich begegnen? Ich weiß es nicht. Nur eines ist sicher: In diesem Augenblick nehme ich an dem Pokerspiel meines Lebens teil... und trete gegen den besten Spieler der Welt an.

Wir werden sehen, wer als erstes blinzelt.

Prolog

Sommer 1978

»M-mama?«

Der kleine Junge legte eine zitternde Hand an die Tür.
Er drückte.

Sie bewegte sich nicht.

Hinter der schweren Eiche konnte er die Schluchzer der Frau hören. Die Schluchzer seiner *Mutter*. Sie rührten ihn aufgrund dessen, was er nicht tun konnte, zu Tränen. Er konnte nicht zu ihr gehen. Er konnte sie nicht trösten.

Er konnte sie nicht beschützen.

Schritte. Auf dem Flur. Der Junge riss seinen Kopf herum. Sein Herz blieb in seiner Brust fast stehen.

Eigentlich sollte er nicht hier sein. Das wusste er. Es war aus vielen verschiedenen Gründen verboten, aber nur einer von ihnen war wirklich wichtig.

Weil sein Vater es verboten hatte.

Rasend vor Angst suchte sein Blick nach einem Ausweg. Er überflog den leeren Flur — es gab nur einen Weg hinaus. Die Treppe hinunter und weg vom Dachboden.

Von wo die Schritte sich näherten.

Er suchte nach einem Versteck. Ein offenes Feuer brannte auf der anderen Seite des Zimmers. Es war ein großes Zimmer und wurde kaum benutzt, aber die Angestellten sorgten immer dafür, dass kein Raum in dem großen, seelenlosen Herrenhaus vernachlässigt wurde.

Die Schritte wurden lauter. Er konnte auf der anderen Seite der Tür immer noch das Weinen seiner Mutter hören. Er drückte noch ein letztes, aussichtsloses Mal — obwohl er wusste, dass es nutzlos war — und hockte sich hin, um sich hinter dem großen Sessel neben dem Feuer zu verstecken.

Er warf einen kurzen Blick von seinem Versteck aus auf den Eingang des Zimmers. Er konnte sehen, wie der Schatten der Person, die die Treppe hinaufstieg, größer

und größer wurde. Angst zog sich um seine Kehle zusammen. Er umklammerte das Buch, welches er in Händen hielt, wie einen Schutzschild vor seiner Brust.

Aber tief drinnen wusste er, dass nichts ihn beschützen würde.

»Je...remy...« Die Singstimme seines Bruders ertönte in seinen Ohren. »Je...remy... Kleiner Jeremy, wo bist du?«

Der kleine Junge winselte. Er hasste es, so genannt zu werden. Er hasste, wofür dieser Ausdruck stand und was er bedeutete. Er hasste, woran er ihn erinnerte. Dass er niemals mit seinen beiden Brüdern mithalten könnte.

Er sah, wie die Gestalt seines Bruders auf der Treppe erschien. Obwohl der Junge schon zuvor verängstigt war, genügte ein Blick auf seinen Bruder, um ihn in Panik zu versetzen.

Robert war mit seinen siebzehn Jahren bereits ein erwachsener Mann. Breite Schultern betonten den massigen Körper, der perfekt zum Rugbyspielen geeignet war. Nachdem er sich nur wenige Tage nicht rasiert hatte,

spross bereits ein dichter Bart auf seinen Wangen. Sein wildes und zerzaustes Haar verriet, was er zuvor mit einer der Hausangestellten getrieben hatte, bevor er die Lust verspürte, sich ein Opfer für den Abend zu suchen.

Der Junge wusste nicht, warum sein Vater Roberts nächtliche Aktivitäten duldete. Sie waren grausam und sadistisch. Mehr als einmal war er im vergangenen Jahr aufgewacht und hatte festgestellt, dass der Familienhund fast zu Tode geprügelt worden war. Jedes Mal pflegte er ihn wieder gesund — nur, damit einige Wochen später wieder das Gleiche geschah.

Schließlich verschwand das arme Tier einfach. Niemand sprach davon wie und warum. Eigentlich schien Jeremy der Einzige zu sein, der es überhaupt bemerkte.

Es gab noch andere Vorfälle. Vor einem Monat hatte Jeremy einen Schuhkarton entdeckt, der in Geschenkpapier eingewickelt war und auf dem Frühstückstisch auf ihn wartete. Er war erst spät aufgewacht und hatte den Rest der Familie verpasst. Er war allein, als er die Schachtel öffnete. Darin fand er — und sein Magen zog sich bei der

Erinnerung daran zusammen — sechs kleine Sittiche. Ihre Hälsen waren schrecklich verdreht, und sie lagen auf einem Bett aus Stroh.

Er hatte die Schachtel seinem Vater gezeigt. Jeremy war klar, dass der Mann genau wusste, wer dafür verantwortlich war. Er hatte eine Art Bestrafung für Robert erwartet, vielleicht von der Art, die er so oft erfahren musste — aber alles, was er bekam, war eine verärgerte Ermahnung dafür, dass er seinen Vater bei der Arbeit unterbrach.

»Es sind Vögel, Jeremy«, hatte sein Vater gesagt. »Und tote noch dazu. Sie können dir keinen Schaden zufügen.« Jeremy erinnerte sich an das Grinsen, das sein Vater ihm in dem Augenblick gezeigt hatte. »Erzähl mir nicht, du fürchtest dich vor den Toten?«

Jeremy schloss die Schachtel und warf sie fort, aber der Anblick dieser sechs hilflosen Sittiche verfolgte ihn noch für die nächsten zwei Wochen in seinen Träumen.

»Jeremy!« Sein Name wurde wie ein Befehl herausgeschrien. »Ich weiß, dass du hier bist. »Zeig dich!

Vater ist wütend, dass du ihm nicht gehorcht hast.«

Der kleine Junge schloss seine Augen, drückte seinen Rücken in den Stuhl und wünschte sich verzweifelt, mit dem Stoff zu verschmelzen. Schwere Schritte hallten wie Granaten, als Robert den Raum durchquerte. Er hielt vor der einzigen Tür und versuchte, die Klinke herunterzudrücken. Sie bewegte sich nicht. Robert drückte ein Ohr an das Holz. Als er genau die gleichen Geräusche hörte, die Jeremy hierher gelockt hatten, gab er ein verächtliches Stöhnen von sich.

Jeremy presste seinen kleinen Körper fest auf dem Boden. Er kroch unter den Stuhl, von dem er hoffte, er würde seine Rettung sein.

Doch selbst mit seinem jungen Verstand wusste er, dass das nicht helfen würde. Er wusste, dass er nur das Unvermeidbare hinauszögerte. Er wusste, dass er sein eigenes Schicksal nicht kontrollieren konnte. Sein gesamtes Leben war für ihn entschieden worden, als er als Letzter und ungewollt in diese mächtige Familie hineingeboren wurde.

»Nein?« Jeremy konnte die Stiefel seines Bruders sehen. Sie gingen einmal in einem langsamen Kreis herum und hielten dann an. Die Zehen zeigten direkt auf den Stuhl. »Dann sieht es so aus, als würde ich dich finden müssen. Ich warne dich, du machst es nur noch schlimmer.«

Jeremy duckte seinen Kopf nach unten, drückte seine Stirn auf den Boden und schloss seine Augen. Sein gesamter Körper zitterte vor Furcht.

Der Aufprall von Roberts Stiefeln auf dem Hartholzfußboden verriet Jeremy genau, wie nahe sein Bruder sich befand. Sieben Meter. Drei Meter. Und dann...

Eine Hand griff nach unten und umfasste Jeremys Knöchel. »Hab ich dich, du kleiner Scheißer«, raunte Robert.

Jeremy war sich plötzlich bewusst, dass er aus seinem nutzlosen Versteck herausgezerrt wurde.

Er trat seinen Bruder. Robert hielt mit diesem unglaublich starken Griff nun auch seinen anderen Fuß

fest. Jeremy wehrte sich und versuchte, sich zu befreien, um zu entkommen. Es half nichts. Er war klein. Er war schwach. Sein Bruder war stark. Er war nur ein Kind, während sein Bruder... nun, sein Bruder war ein Mann.

Das Einzige, was Jeremy nie tun würde, war zu schreien. Er würde niemals schreien. Er würde nicht um Hilfe rufen. Nicht weil er wusste, dass keine Hilfe kommen würde — so viel war klar — sondern weil er mit seinen Schreien seine Niederlage eingestehen würde. Und während sein Bruder mit Jeremys Körper machen konnte, was er wollte, würde Jeremy ihm niemals die Befriedigung geben, ihm zu zeigen, wie sehr er seinen *Geist* beeinflusste.

Er stöhnte und trat und wand sich hin und her, als sein Bruder ihn aus seinem Versteck hervorzog. Jeremys Buch lag vergessen unter dem Stuhl.

Robert setzte sich auf ihn und machte es Jeremy damit unmöglich zu atmen. Er grinste wie ein Verrückter.

»Was tust du hier oben, hä, Kleiner?«, fragte er. Eine Faust landete in Jeremys Rippen. Schmerz explodierte an

der Seite seines Körpers. »Suchst du nach Mami?« Ein weiterer Hieb. Ein weiterer versengender Schmerz. »Nun, stell dir vor, du nutzloser Bengel, Mami ist nicht hier!«

Eine Vielzahl von Hieben regnete auf Jeremys Körper hinunter. Er versuchte, sich von diesem Angriff abzuschildern.

Robert ergriff Jeremys Haar und riss seinen Kopf nach oben. Der scharfe Schmerz, der seinen Rücken hinunterströmte, genügte fast, um Jeremys Schweigegelöbnis zu brechen.

Fast. Aber nicht ganz.

»Was hast du zu deiner Verteidigung zu sagen, hä?«, wollte Robert wissen. »Was wirst du Vater erzählen, wenn ich ihm sage, wo ich dich gefunden habe?«

Robert spuckte ihm ins Gesicht. Jeremy zuckte zusammen.

Dann wurde das Gewicht auf seinem Körper angehoben. Jeremy schnappte nach Luft und füllte seine Lungen mit dem kostbaren Nektar.

»Steh auf!«, befahl Robert. Er trat Jeremy in die Milz.

»Steh auf! Wir werden direkt zu Vater gehen. Er wird mit dir nicht sehr zufrieden sein, wenn... aber hallo! Was ist denn das?«

Nein! dachte Jeremy. *Nein, bitte nicht...*

»Mein Gott, du machst ja wohl Witze!«, lachte Robert. »Das kann ich kaum glauben. Das kann ich überhaupt nicht glauben. Du trägst diesen Müll immer noch mit dir herum?«

Er lehnte sich nach unten und hob das Buch auf, das zum Vorschein gekommen war, als der Stuhl während des Kampfes zur Seite gestoßen worden war.

Robert hielt das Buch in die Höhe. Der Buchdeckel öffnete sich. All die Bilder, die Jeremy liebte und die er wertschätzte, flogen an ihm vorbei, als die Seiten sich öffneten. Die strahlend blauen Himmel. Die grünen Wiesen.

Die bunten Drachen.

»Dies«, stellte Robert fest, »ist kompletter Müll. Vater hat dir schon vor Monaten gesagt, du sollst es wegschmeißen.« Seine Augen weiteten sich und er drehte

sich in Richtung des offenen Feuers. Jeremy konnte sehen, wie sich im Kopf seines Bruders eine Idee formte.

»Nein!«, sagte Jeremy. »Robert, gib es zurück! Es-es-es-es gehört mir!«

»*Es-es-es-es-es gehört mir!*«, imitierte Robert ihn.
»Ich werde das tun, was Vater schon vor langer Zeit hätte tun sollen. Ich werde —«

»*Robert Blackthorne!* Leg das Buch weg!«

Jeremys Kopf schoss in die Richtung, aus der das Geräusch der Stimme kam. Dort, in der Mitte der offenen Tür, stand seine Mutter. Eine schmerzhaft aussehende, rote Strieme bedeckte ihr halbes Gesicht und ließ es aufgeweicht und geschwollen erscheinen. Bis zum nächsten Morgen würde es sich in eine schreckliche Prellung verwandelt haben.

Robert versteifte sich auf halbem Weg, während er seine Hand hob. Er funkelte seine Mutter an. Er warf einen Blick auf Jeremy, einen weiteren auf sie und warf das Buch dann auf den Boden.

Jeremy beeilte sich, es aufzuheben.

»Du verdienst *alles*, was Vater dir gibt«, fauchte Robert. »Undankbare Hure.«

Und dann stampfte er aus dem Zimmer.

Jeremy wartete, bis die Schritte nicht mehr zu hören waren, bevor er loslief und sich in die Arme seiner Mutter warf. Selbst ihre sanfte Berührung ließ seine neuen Verletzungen schmerzen. Aber Jeremy wusste, dass sie nicht wissen konnte, was Robert getan hatte. Daher konnte es nur einen Grund geben, warum sie ihn so locker in den Armen hielt.

Sie hatte ähnliche Wunden.

»Nun, nun«, gurrte sie in sein Ohr. »Pst, mein kleiner Prinz. Weine nicht! Weine nicht! Alles wird gut. Mami ist hier. Du bist in Sicherheit. Du bist in Sicherheit.«

Der kleine Junge wusste nicht, dass er weinte. Er hatte immer versucht, in den Augen seines Vaters stark und eindrucksvoll zu erscheinen.

Aber manchmal war es zu schwierig, diese Fassade aufrechtzuerhalten.

»Du hast unser Buch mitgebracht.« Seine Mutter

glättete sein Haar und berührte seine Wange. »Möchtest du, dass ich es dir noch einmal vorlese?«

Jeremy biss sich auf die Lippen, um zu verhindern, dass er heulte. Er nickte.

Seine Mutter lächelte. Die Schönheit dieses Lächelns verdeckte die Hässlichkeit von dem, was sein Vater ihr angetan hatte.

»Okay«, sagte sie. Sie nahm seine Hand. »Okay, lass uns in mein Zimmer gehen.«

Kapitel Eins

Ich verbringe das Wochenende in einem Zustand des Glücks.

Jeremy kümmert sich um mich. Das klingt unglaublich lächerlich. Dass ich diesem Mann *gestatten* würde, sich um mich zu kümmern, nachdem die Wahrheit ans Licht gekommen ist über seine Rachepläne und seine Fokussierung auf mich aufgrund von etwas, für das ich nicht verantwortlich bin... das lässt mich schwach, erbärmlich und gebrechlich erscheinen.

Und vielleicht bin ich das auch. Vielleicht stecke ich schon so tief in dieser Sache mit Jeremy Stonehart drin, dass es kein Entkommen mehr für mich gibt. Ich habe meine Wahl bereits getroffen als ich mich entschieden habe, zu ihm zu stehen. Haben meine Gründe für diesen Entschluss sich geändert, nun, da ich weiß, warum er mich ausgewählt hat?

Nein.

Nein, denn sein Grund, und sei er auch weit hergeholt und kindisch, hat meine Motivation nicht geändert. Er hat meine Pläne nicht geändert.

Und am wichtigsten ist, er hat nichts von dem geändert, was zwischen Jeremy und mir passiert ist, seitdem ich letztes Jahr im Oktober von ihm entführt wurde.

Die meiste Zeit des Samstags verbringe ich im Bett. Die erste Hälfte des Sonntags vergeht ähnlich. Jeremy lässt mir meinen Freiraum, wenn er den Eindruck hat, dass ich ihn brauche. Aber er befindet sich immer in Hörweite. Er bringt mir mein Essen. Ich knabbere an etwas davon, lasse das meiste aber unangetastet.

Die tickende Uhr an der gegenüberliegenden Wand des Schlafzimmers wird zu meinem größten Feind. Montagmorgen heißt es für Jeremy und mich, zurück zur Arbeit zu gehen. Ich spüre, wie der Zeitdruck, den ich seit Ewigkeiten nicht so empfunden habe, mich belastet.

Ich muss einen klaren Kopf bekommen, bevor ich zu Stonehart Industries zurückkehre. Ich würde niemandem

einen Gefallen tun, wenn ich an meine Leistung in der ersten Woche anknüpfen würde, indem ich bereits in der zweiten Woche nachlässig und schludrig bin.

Wie Jeremy mir beigebracht hat, geht es immer um den Schein.

Aber was passiert, wenn man jemanden in sich hineinschauen lässt? Was passiert, wenn man sich nicht hinter einer Maske verstecken kann?

»Wir müssen uns unterhalten.« Jeremys Stimme weckt mich aus einem rastlosen Schlummer. »Lilly. Du hast das ganze Wochenende über kein anderes Wort als ›ja‹ oder ›nein‹ von dir gegeben. Ich habe dir Zeit gelassen, aber...«, er wirft einen kurzen Blick auf die Uhr, die nun acht Uhr abends zeigt, »...ich muss es wissen. Was denkst du? Wie fühlst du dich? Du kannst das nicht für dich behalten.«

Ich kann es versuchen, denke ich trotzig.

»Dein Telefon klingelt ununterbrochen«, sagt Jeremy.

»Du musst antworten. Ansonsten wird Fey sich Sorgen machen.«

»Das tut sie bereits«, entgegne ich. »Würdest du das nicht tun, wenn du sie wärst?«

»Wenn ich sie wäre...«, wiederholt Jeremy meine Worte und klingt nachdenklich. »Wenn ich sie wäre, würde ich eine Million Dinge anders machen, Lilly. Aber ich bin es nicht. Solche Hypothesen sind nutzlos. Was du tun musst... was ich von dir möchte — ist, mit ihr zu sprechen. Ihre Ängste zu beschwichtigen. Ich fürchte, wenn du das nicht tust...«, er setzt sich auf die Seite des Bettes, »...könnte sie etwas Übereiltes tun.«

»Machst du dir immer noch Gedanken darüber, dass ich dich betrüge, Jeremy?«, frage ich. »Ich denke, ich habe bewiesen, dass ich treu bin.«

»Ja«, sagt Jeremy. Er hebt meine Hand auf und hält sie zwischen seinen. »Du hast mir wieder und wieder gezeigt, wie großartig du tatsächlich bist. Ich vertraue dir, meine süße Lilly-Blume.«

Er spreizt meine Finger und küsst meine Handfläche.
»Und obwohl ich niemals begreifen werde, was in deinem unglaublichen Kopf vor sich geht, glaube ich, dass du mir vertraust... nur ein kleines bisschen.«

Ich zittere, als die Wärme seiner Berührung meinen Arm hinaufkriecht. »Das tue ich«, flüstere ich.

»Dann musst du Fey für mich anrufen.« Jeremy greift nach hinten und holt mein Handy hervor. »Sag ihr, dass alles in Ordnung ist! Versichere ihr, dass es dir gut geht!«

Er legt das Handy in meine Hand. »Ich kann dich bei dem anleiten, was du zu sagen hast. Aber ich möchte deine Intelligenz nicht beleidigen, indem ich darauf bestehe. Du verstehst, wie wichtig es ist, die Ängste deiner Freundin zu lindern?«

Ich nicke leicht. »Das tue ich.«

»Dann werde ich dich jetzt allein lassen.« Jeremy steht auf. »Ruf mich, wenn du fertig bist! Ich bin im anderen Zimmer.«

Sein Blick bewegt sich über den Umriss meines Körpers, der von dem Laken verdeckt wird. »Du und ich

werden uns unterhalten...«, sein Blick trifft sich mit meinem, und ein autoritärer Unterton breitet sich in seiner Stimme aus, »...und hinterher«, verspricht er, »werden wir ficken.«

Ich starre das Telefon in meinen Händen eine lange Zeit an, bevor ich den Mut aufbringe, die Nummer zu wählen.

»*Ruf Fey an!*«, hat Jeremy gesagt. Das ist oberste Priorität. Ich verstehe warum. Es hätte auch meine erste Priorität sein sollen. Ich war nur zu kindisch gewesen, es anständig zu betrachten.

Ich stelle mein Handy an und zucke zusammen. Zwanzig verpasste Anrufe, alle von einer Nummer. Alle von Fey.

Mist, sie muss wirklich Panik haben. Ich erinnere mich an das, was sie vorgeschlagen hat — umgehend mit Robin nach Kalifornien zu kommen und mich hier

rauszuholen. Ich kann auf keinen Fall zulassen, dass sie das tut.

Also atme ich tief ein, sammle meine Kraft und wähle ihre Nummer.

Sie nimmt beim ersten Klingeln ab.

»Lilly!«, ruft sie aus. »Was zum Teufel ist passiert? Warum hast du meine Anrufe nicht beantwortet? Ich habe mir solche Sorgen um dich gemacht. Ich konnte nicht schlafen. Wo bist du? Bist du immer noch dort? Bist du immer noch mit *ihm* zusammen? Oh mein Gott, ich hoffe nicht. Bitte sag mir, dass du das nicht bist, Lilly! Bitte sag mir, dass du entkommen konntest!«

Ihre Worte prasseln auf mich ein wie ein Platzregen.

»Fey, beruhige dich!«, sage ich. »Atme! Hol tief Luft! Es geht mir gut. Ich befinde mich in Sicherheit. Und ja, ich bin immer noch mit ihm zusammen.«

»Was?« Ihr Ausruf ist so laut, dass ich den Hörer von meinem Ohr weghalten muss. »Was meinst du damit, du bist immer noch mit ihm zusammen? Hast du nicht gehört, was ich dir erzählt habe? Bist du nicht *im Geringsten*

besorgt über das, was Robin herausgefunden hat?«

»Fey, schau«, beginne ich und spreche jedes Wort sehr deutlich aus. »Du musst mir zuhören! Natürlich bin ich besorgt über das, was Robin herausgefunden hat. Aber was Jeremy und mich verbindet ist... kompliziert. Wir haben keine typische Beziehung.«

»Verdammt noch mal, natürlich habt ihr das nicht!«, brüllt Fey. Sie klingt, als würde sie sich am Rande der Hysterie aufhalten. »Lilly, der Mann ist geisteskrank. Okay, er ist reich, attraktiv, erfolgreich und was auch immer. Aber du musst erkennen, dass du bei ihm nicht sicher bist. Du musst verstehen —«

»Nein«, unterbreche ich sie erbarmungslos. »*Du* musst verstehen, Fey! Wenn ich dir sage, dass es mir gut geht, meine ich das auch. Ich werde nicht aufstehen und gehen. Nicht wegen etwas, das vor so langer Zeit passiert ist, und erst recht nicht wegen etwas, das vielleicht nicht einmal stimmt.«

»Es stimmt!«, beharrt sie. »Robin hat es mir alles erklärt. Was er herausgefunden hat —«

»Und warum halten wir das, was Robin herausgefunden hat, für korrekt?«, frage ich und beginne, zornig zu werden. »Er hat noch nicht einmal die Schule beendet. Er ist nur ein Möchtegernreporter. Er hat nicht die Erfahrung, um —«

»Robin ist *kein*«, verkündet Fey,
»»Möchtegernreporter«! Wie kannst du es wagen, ihn so zu beleidigen?«

»Und wie kannst *du* es wagen, so zu tun, als würdest du wissen, was das Beste für mich ist?«, frage ich. Mein Zorn ist jetzt in vollem Gang. Ich muss meinen inneren Stonehart lenken. »Du hast es selbst gesagt, Fey. Ich habe mich verändert. Nun, *du* hast dich auch verändert! Die Fey, die ich früher gekannt habe, wäre klug genug zu merken, dass ich meine eigenen Entscheidungen treffen kann. Ich muss nicht verhätschelt werden, und ich brauche keinen Rat, wie ich mein Leben zu leben habe. *Ich* weiß, was das Beste für mich ist, Fey! Hörst du das? *Ich* weiß das! Nicht du, nicht Robin, nicht Jeremy, nicht meine verdammte Mutter!«

Ich verliere mich, als mir klar wird, dass ich schreie. Mein Herz schlägt schnell. Adrenalin rast durch meine Adern. Ich bin aufgedreht, trotzig und frustriert. Alles, woran ich denken kann, ist:

Liegt mein Verhalten an der Art und Weise, wie meine Mutter mich großgezogen hat?

Am anderen Ende der Leitung werde ich von Stille begrüßt. Ich kann mir vorstellen, dass es eine geschockte Stille wäre, wenn Fey und ich uns gegenüber stehen würden.

Aber ich werde nicht als erste blinzeln. Ich warte darauf, dass sie etwas sagt.

»Fein«, sagt sie schließlich. Ihre Stimme hat einen vornehmen Ausdruck angenommen. »Es ist offensichtlich, dass du dich inzwischen für *überlegen* hältst. Genieße dein neues Leben, Lilly Ryder. Und wenn du das nächste Mal eine Freundin brauchst, komm *nicht* zu mir!«

Damit legt sie auf.

Langsam und vorsichtig führe ich das Telefon von meinem Ohr weg. Langsam und vorsichtig schalte ich es

ab und lege es in meinen Schoß.

Und dann, mit einem Urschrei des reinen Zorns, werfe ich es, so fest ich nur kann, gegen die Wand.

Ich reiße das Laken von mir und marschiere aus der Tür. Ich sehe, wie Jeremy auf einem Ottoman im Wohnzimmer sitzt.

Ich gehe zu ihm. Er beginnt aufzustehen. Ich lasse ihn nicht. Ich drücke seine Schultern nach unten und setze mich mit gespreizten Beinen auf ihn.

»Du«, sage ich mit fordernder Stimme und voller hemmungsloser Emotionen, »zieh dich aus! *Jetzt!*«

Er verliert keine Zeit, mir zu gehorchen.

Kapitel Zwei

Am nächsten Tag bei der Arbeit bin ich nervös und habe schlechte Laune. Mein Verständnis für Inkompetenz befindet sich auf einem Tiefststand. Ich blaffe alle Mitglieder meines Teams an, da ich weiß, dass ich mir selbst keinen Gefallen damit tue, mich als die Neue in diesem Job bei ihnen einzuschmeicheln.

Es ist mir egal. Jeremy hat mir diese Anstellung gegeben. Er ist der Einzige, demgegenüber ich mich verantwortlich fühle. Ich werde ihm beweisen — und allen anderen — dass meine Anstellung nicht nur ein Freundschaftsdienst ist.

Trotz meiner Gemütsverfassung — oder vielleicht deswegen — ist der Tag vorbei, noch bevor ich es merke. Um fünf Uhr dreißig will ich gerade den Fahrstuhl betreten (den gleichen, in dem ich dieses knisternde erste Zusammentreffen mit Jeremy Stonehart hatte), als ich eine Hand an meinem Ellbogen spüre.

»Jeremy«, beginne ich und drehe mich um. »Wir sollten nicht —«

Ich stutze. Hinter mir steht nicht Jeremy Stonehart, sondern der grauhaarige, spinnenartige Geist eines Mannes. Er reicht mir nur bis zur Schulter. Sein Gesicht ist voller Falten. Seine Augen werden von einer Brille mit orangefarbenen Gläsern verborgen.

»Miss Ryder«, sagt er höflich. »Dürfte ich mich kurz mit Ihnen unterhalten?« Er wirft einen kurzen Blick auf die Menschen, die um uns herumstehen. »Unter vier Augen?«

Ich erkenne etwas verschwommen Bekanntes in seinem Gesicht. Es dauert eine Sekunde, bevor ich mich erinnere. Als ich es tue, verschließe ich mich umgehend.

Ich habe ihn vor vielen Monaten einmal gesehen, als Jeremy mich seinem Vorstand vorgestellt hat. Er war damals einer von Jeremys lautstärksten Gegnern.

»Ich denke nicht«, sage ich und ziehe meinen Arm aus seinem Griff. »Ich muss —«

»Ich fürchte«, sagt er und greift wieder nach meinem Arm, »dass ich darauf bestehen muss.«

Seine Finger bohren sich in meine Haut. Für einen Mann seiner Größe hat er einen überraschend starken Griff.

Er tritt näher an mich heran. »Sie wollen doch vor all diesen netten Menschen keine Szene machen, oder?«

Ich schaue mich um.

Eigentlich, denke ich mir, würde mir das in meiner momentanen Stimmung nicht sehr viel ausmachen.

Er spürt meinen Unwillen und fügt hinzu: »Es geht um Mr. Stonehart. Oder — wie Sie es vorzuziehen scheinen — um *Jeremy*.«

Ich versteife mich. Ich hätte vorsichtiger sein und im Büro nicht seinen Vornamen benutzen sollen. Aber in den Worten des Mannes entdecke ich eine versteckte Andeutung. Sie sagt mir, dass es um mehr geht als nur meinen kleinen Ausrutscher.

»Also gut«, nicke ich. »Wo?«

»Mein privates Büro wäre ein guter Ort«, murmelt der Mann. Die Fahrstuhltüren öffnen sich, und wir treten zusammen mit dem Rest der Menschenmenge ein. »Es

wird nur eine Minute dauern. Das verspreche ich Ihnen.«

Wir steigen in einer fast leeren Etage im vorletzten Stockwerk aus. Der Mann geht hurtig in eine Richtung. Ich folge ihm.

Er hält vor einer geschlossenen Tür an und führt einen Schlüssel ins Schlüsselloch. »Ich muss mich im Voraus dafür entschuldigen, wenn mein Büro etwas... wunderbarlich auf sie wirkt«, sagt er, bevor er die Tür öffnet. »Es ist mir bewusst, dass sie an eine eindrucksvollere Unterbringung gewöhnt sind.«

Diese zweite Anspielung lässt mir einen unbehaglichen Schauer den Rücken hinunterlaufen.

Wir treten ein. Sein Büro ist zwar nicht ganz so groß wie Jeremys auf der Etage über uns, dafür aber genauso luxuriös. Er zeigt mir ein dünnes, leeres Lächeln und geht dann hinüber zu der Minibar in einer Ecke des Raumes. »Scotch?«, fragt er. »Ich weiß, dass Mr. Sto... äh... *Jeremy* ein Kenner von feinen alkoholischen Getränken ist. Ich bin mir nicht sicher, ob sein Geschmack sich bereits auf Sie übertragen hat.«

Ich verschränke die Arme und schaue ihn ernst an.

»Mir gefällt die Art nicht, wie Sie mit mir sprechen.«

»Ach ja?« Seine Augenbrauen heben sich in gespielter Überraschung. Er lässt einen Eiswürfel in sein Glas fallen. »Es gibt viele Dinge, die mir auch nicht gefallen, Miss Ryder. Einige von ihnen drehen sich um Sie. Möchten Sie sie hören?«

»Sie haben mir noch nicht einmal Ihren Namen mitgeteilt«, erinnere ich ihn.

»Wirklich?« Er führt das Glas an seine Lippen, nimmt einen Schluck und klopft mit seinem Finger an die Seite. Ich bemerke einen weißen Hautstreifen in der Nähe seines Fingerknöchels, und ich vermute, dass sich dort einmal ein Ring befunden hat. »Das ist ungewöhnlich geistesabwesend von mir.«

»Sie verschwenden meine Zeit«, erkläre ich und drehe mich zur Tür. »Ich —«

»Lilly.« Als er meinen Vornamen benutzt, stutze ich mitten im Satz. Niemand anderes im Gebäude hat mich jemals so genannt. »Wenn ich Sie wäre, wäre ich nicht so

voreilig.«

Ich drehe mich zu ihm. Er hat es sich in dem Sessel hinter seinem Schreibtisch gemütlich gemacht. Er zeigt auf einen leeren Stuhl auf der anderen Seite. »Bitte.«

Ich beiße mir auf die Lippen, denke nach... und folge seiner Einladung.

Ich setze mich auf die Stuhlkante und halte meinen Rücken gerade und aufrecht.

»Beeindruckend«, grübelt der Mann, »wie gut Sie Ihre Haltung bewahren. Jeremy hat Sie gut trainiert.«

»Mr. Stonehart«, korrigiere ich ihn.

»Bitte«, er hält eine Hand in die Höhe, um mich zu stoppen. »Wir müssen nicht länger heucheln. Der Mann, von dem wir sprechen, ist Jeremy für Sie, und, wenn der Bedarf auftritt, ist er auch Jeremy für mich.«

Ich verenge meine Augen. »Wer sind Sie?«, frage ich. »Und was wollen Sie von mir?«

»Von Ihnen?«, fragt er. »Nichts. Ich habe einige Informationen, von denen ich vermute, dass sie Sie interessieren. Ich bin bereit, sie offenherzig preiszugeben,

sollten Sie sich kooperativ zeigen.«

»Sie haben mir immer noch nicht Ihren Namen mitgeteilt.«

»Nein?«, sagt er. »Das ist lustig. Ich war mir sicher, dass Sie den bereits kennen.«

Ich runzele die Stirn. »Das tue ich nicht.«

Er nimmt einen weiteren kleinen Schluck. Er stellt das Glas ab und legt beide Hände flach auf den Tisch. Sein Blick streift über die Leberflecke, die seine Haut bedecken.

»Mein Name«, sagt er mit einem Seufzer, »war Mr. Blackthorne.«

Kapitel Drei

Ich warte darauf, dass er noch etwas anderes sagt. Als er das nicht tut, runzele ich die Stirn.

»Und?«, frage ich. »Sollte das irgendeine Bedeutung für mich haben?«

»Das könnte es«, sagt er. »Zumindest würde es das für die richtige Person. Sie, meine Liebe, sind das nicht.«

Ich weiß nicht, was das bedeutet, also beschließe ich, es zu ignorieren. Umgehend konzentriere ich mich auf das andere, das er gesagt hat.

»Was meinen Sie damit, ›war‹?«, frage ich.

Er rollt seinen Kopf mit einer müden Bewegung von einer Seite auf die andere. »Blackthorne war mein Name«, erklärt er mir. »Aber das ist er nicht mehr. Heutzutage kennen mich die meisten Menschen als Hugh. Oder Mr. Hugh, je nachdem, wer fragt.«

»Was? Ich verstehe nicht. Ist das Ihr Vorname oder Ihr Nachname?«

»Manchmal stelle ich mir die gleiche Frage«, murmelt er. »Er ist beides, Miss Ryder, und trotzdem ist er keines von beiden. Aber Sie haben mich abgelenkt. Ich habe Sie nicht hierhergebracht, um die sprachliche Entstehung von Namen zu diskutieren. Ich habe bereits mehr von Ihrer Zeit in Anspruch genommen, als ich beabsichtigt habe.«

»Warum haben Sie mich dann hierhergebracht?«, frage ich.

»Um Sie zu warnen«, sagt er. »Jeremy — Mr. Stonehart — übt nicht länger so viel Macht über seinen Vorstand aus wie er glaubt. Das Unternehmen gleitet ihm an einem entscheidenden Zeitpunkt durch die Finger.« Er hebt seinen Blick und schaut mir in die Augen. »Gerüchte machen Sie dafür verantwortlich.«

»Mich?«, höhne ich. »Das ist lächerlich. Ich habe keinen Einfluss auf —«

Ich unterbreche, als Hugh einen Umschlag hervorholt und ihn über den Tisch schiebt. »Für Sie«, sagt er.

»Was ist das?«

»Schauen Sie!«

Ich öffne den Umschlag.

Darinnen finde ich eine Sammlung von Fotos. Einige sind grob und verschwommen und offensichtlich von einer gewissen Entfernung aus aufgenommen worden. Andere sind so klar, als hätte der Fotograf sich nur einige Meter entfernt befunden.

Sie zeigen uns — Jeremy und mich — auf seiner tropischen Insel. Einige Fotos zeigen uns, wie wir schwimmen. Andere wie wir Händchen halten und am Strand kuscheln. Meine Augen weiten sich voller Schock, als ich grünlich getönte Fotos durchblättere, die in der Nacht aufgenommen wurden und uns beim Sex zeigen.

»Wie sind Sie an diese Fotos gekommen?«, frage ich. Meine Stimme ist heiser. »Wer hat sie sonst noch? Wer weiß sonst noch davon?«

»Niemand außer mir, meine Liebe«, versichert Hugh mir. Er greift über den Tisch und tätschelt in einer beunruhigend väterlichen Geste meiner Hand. »Behalten Sie sie. Sie gehören Ihnen. Ich habe Abzüge.«

»Wenn Sie versuchen, mich zu bestechen...«, beginne

ich.

Er lacht leise und lehnt sich zurück. »Nein, Miss Ryder. Das tue ich nicht. Aber wenn ich Ihre neue — und wenn ich sagen darf — recht *zufällige* Anstellung in diesem Unternehmen bedenke, dachte ich, Sie würden das vielleicht gern wissen. Wie ich höre, sind Sie für Public Relations verantwortlich?«

Ich nicke stumm.

Hugh lehnt sich nach hinten. »Nun, dann stellen Sie sich den Skandal vor, der entstehen könnte, wenn diese Fotos in die falschen Hände geraten.«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Nur dass wir kurz davor sind, uns in gefährliche Gewässer vorzuwagen, Miss Ryder. Es befinden sich Haie um uns herum. Und die haben Blut gewittert.«

Er steht auf. »Aber ich möchte nicht, dass Sie besorgt sind. Ihr Geheimnis ist für den Augenblick bei mir sicher. Wir werden uns bald wieder unterhalten.«

Ich merke, dass unsere Unterredung beendet ist, stehe auf und begeben mich in Richtung Tür, wobei ich den

Umschlag mit den Fotos an meine Seite gepresst halte.

»Oh, Miss Ryder?«, ruft Hugh aus, gerade als ich dabei bin, die Türklinke herunterzudrücken. Ich schaue mich zu ihm um. »Ich stelle fest, dass Sie einer bestimmten Verzierung abgeschworen haben, die Sie früher einmal getragen haben.«

Er berührt seinen Hals.

Und dann greift er zu meinem Schrecken in seine Schublade und zieht eine perfekte Kopie meines Halsbandes hervor.

»Ich habe noch eines hier, voll funktionsfähig, für den Fall, dass Sie es vermissen.«

Kapitel Vier

Ich stürme aus Hughs Büro, während meine Gedanken rasen. Mir ist übel, und ich fühle mich benommen und schwindlig. Mir dreht sich der Magen um. Blind eile ich zum Fahrstuhl und drücke auf den Knopf. Wieder und wieder und wieder.

Die Türen öffnen sich. Ich eile hinein. Sie beginnen, sich zu schließen. Und ich bin bereits dabei, auf den Knopf für die oberste Etage zu hämmern.

Jeremy. Ich muss Jeremy sehen. Er kann mir erklären, was hier los ist. Er kann mir sagen, wer dieser »Hugh« ist. Er kann mir sagen, was die Fotos bedeuten, was wir mit ihnen tun werden, warum er von Mitgliedern seines eigenen Vorstands beobachtet wird...

Die Türen haben sich nun vollständig geschlossen, und ich befinde mich allein im Fahrstuhl. Und trotzdem bewegt er sich nicht.

Warum bewegt der Fahrstuhl sich nicht?

Ich bin außer mir. Ich habe Panik. Ich fühle mich eingeschlossen.

Ich hämmere mit wachsender Dringlichkeit auf den Knopf. Erst dann höre ich die weibliche Computerstimme durch den Lautsprecher, die den gleichen Satz immer wieder wiederholt, jedes Mal, wenn ich verzweifelt auf den Knopf drücke.

»Zugriff verweigert. Zugriff verweigert. Zugriff verweigert.«

Natürlich! Ich bin ein Trottel. Um zu Jeremys Etage zu gelangen, benötige ich dieses verdammte Implantat. Den Chip in seinem Handgelenk. Und dann den Netzhautscan...

Schweißperlen formen sich auf meinem Rücken und lassen meine Kleider zu schwer und zu einengend wirken. Meine Handflächen sind feucht. Ich bin total verängstigt und einer Panikattacke sehr nahe. Da ich nicht weiß, was ich sonst tun soll, drücke ich auch weiterhin auf den obersten Knopf. Und ich werde auch weiterhin von dieser höhnenden Stimme begrüßt.

»Zugriff verweigert. Zugriff verweigert. Zugriff —«

Plötzlich erinnere ich mich an mein Handy. *Mein Handy.* Jesus, was sagt das über meinen Geisteszustand aus, wenn es so lange gedauert hat, bis ich daran gedacht habe?

Ich ziehe es heraus und wähle Jeremys Nummer. Ich halte es an mein Ohr und beginne, auf und ab zu gehen, als ich darauf warte, dass eine Verbindung hergestellt wird.

Es klingelt nicht. Ich warte und warte, aber ich höre nicht, wie das Telefon klingelt. Warum klingelt es nicht? Ich schaue auf den Bildschirm und denke mir, dass ich vielleicht vergessen habe, auf »Anrufen« zu drücken... und dann sehe ich das leere Symbol, wo sich die Signalanzeige befinden sollte.

Natürlich kannst du keinen Anruf tätigen! schreit meine innere Stimme mich an. Du befindest dich in einem verdamnten Fahrstuhl! In einem geschlossenen Metallkasten!

Mein Blick wandert von einer Wand zur anderen.

Gefangen, denke ich. Ich bin gefangen, gefangen, gefangen!

Das Gewicht des Stahls und die Stabilität der Konstruktion lasten schwer auf mir. Ich spüre den Druck von allen Seiten. Ich schaue auf die Türen. Ich kann dort nicht wieder hinausgehen. Nicht ohne Jeremy. Nicht wenn ich weiß, dass auf dieser Etage ein weiteres Halsband auf mich wartet.

Ich werde verrückt. Ich befinde mich kurz vor einem Nervenzusammenbruch. Ich versuche, meine Atmung zu verlangsamen, tief Luft zu holen und meine fieberhaften Gedanken zu beruhigen.

Nein. Es funktioniert nicht. Wenn überhaupt vergrößert es meine Beklemmungen nur. Jemand anderes weiß von dem Halsband. Jemand *anderes* hat eine Kopie des Halsbandes.

Jemand anderes könnte es mir anlegen.

Mein Rücken trifft auf die kalte Metallwand. Meine Knie geben nach. Ich gleite den ganzen Weg hinunter auf den Boden, drücke meine Knie fest an meine Brust und beginne zu zittern.

Mit einem kleinen Ruck beginnt der Fahrstuhl, sich zu

bewegen. Ich schaue mich stumm um. Der Fahrstuhl fährt nach *oben*. Ich kann das durch den Boden hindurch spüren. Er hält an, und die Türen öffnen sich.

Mit einem verschwommenen Blick sehe ich, wie Jeremy von der anderen Seite des Flures mit schnellen Bewegungen auf mich zuschreitet. Er sieht entschlossen, aber auch besorgt aus.

Ohne nachzudenken stehe ich auf und eile in seine Arme. Er hält mich fest. Ich kann seine Stärke und seine Entschlossenheit an mir spüren. Mit jedem Atemzug atme ich ihn ein und finde Trost in der Vertrautheit seines Geruchs, seines Aftershaves und *ihm*.

Ich breche zusammen und schluchze unbeherrscht.

»Lilly«, sagt er. »Sprich mit mir! Was ist passiert? Was ist los?«

Ich möchte es ihm sagen, aber ich bringe die Worte nicht über die Lippen. Ich bin nur in der Lage, noch mehr zu weinen. Ich schüttele meinen Kopf hin und her und flenne an seiner Brust.

Er scheint zu verstehen. »Komm mit!«, sagt er und

führt mich vorsichtig. »Wir gehen in mein Büro. Dort sind wir vollkommen ungestört.«

Ich nicke, während ich immer noch schniefe, und vertraue mich seiner Führung an.

Der Weg in sein Büro ist verschwommen. Durch die Schiebetüren zu gehen und auf ein Sofa gesetzt zu werden ist verschwommen. Alles ist verschwommen. Ich weiß nicht einmal, wo das Glas Wasser in meinen Händen herkommt. Ich funktioniere nur noch auf einer Stufe, die sich noch unter dem des Autopiloten befindet. Es ist, als hätte mein bewusster Verstand sich abgeschaltet und sich von dem zurückgezogen, was er als eine undenkbbare Bedrohung empfindet. Ich bin nur wenig mehr als ein Zombie.

Das Glas. Ich konzentriere mich auf das Glas. Die Flüssigkeit darinnen ist klar. Ich sollte sie trinken. Oder nicht? Ich führe es an meine Lippen, nehme einen Schluck — und fange an zu husten, als ich feststelle, dass es nicht Wasser, sondern irgendeine Art von Alkohol ist.

»Trink, Lilly!« Jeremys Stimme ist fest. Ich spüre, wie

seine Hand sich um meine schließt und das Glas an meine Lippen führt. »Trink! Das wird dich beruhigen.«

Diese starke, autoritäre Stimme tröstet mich. Es fühlt sich normal an, das zu tun, was sie sagt. Es fühlt sich normal an, ihr zu gehorchen.

Also trinke ich alles von dem, was auch immer Jeremy mir gegeben hat. Die scharfe Flüssigkeit verbrennt meine Kehle. Als ich das Glas geleert habe, überkommt mich ein wenig Klarheit.

Ich blinzelte ein oder zweimal, um meinen Blick zu schärfen. Ich erkenne Jeremy.

Er kniet neben mir, wobei seine öffentliche Maske verschwunden und Sorge in seinen dunklen, wunderschönen Augen zu erkennen ist. Wie immer sieht er wie eine Vision aus, und ich verspüre einen unwirklichen Augenblick, als ich darüber nachdenke, dass sich dieser Mann tatsächlich und wahrlich um mich sorgt.

»Lilly.« Er nimmt meine Hand, hält sie zwischen seinen und streicht mit seinem Daumen über meinen Knöchel. »Lilly-Blume. Sprich mit mir! Erzähl mir, was

passiert ist! Als ich dich durch die Fahrstuhlkamera gesehen habe, bin ich fast verrückt geworden.«

»Deshalb — deshalb wusstest du es?«, heule ich.
»Deshalb wusstest du, dass du mich holen musst?«

»Ich werde immer benachrichtigt, wenn jemand versucht, auf die oberste Etage zu gelangen. Ich muss die Anfrage entweder genehmigen oder ablehnen. Normalerweise geschieht das nur, wenn ich jemanden eingeladen habe oder wenn jemand versehentlich den Knopf gedrückt hat. Als ich hörte, dass der Ruf wieder und wieder und wieder getätigt wurde, habe ich schließlich durch die Kamera geschaut und gesehen, dass du es warst. Ich wusste sofort, dass etwas nicht stimmte. Also erzählt es mir! Was zum Teufel ist passiert?«

Ich benutze die Rückseite meiner freien Hand, um mir die Tränen aus dem Gesicht zu wischen.

Verdammt, ich muss vollkommen durcheinander aussehen. Ich wette, mein ganzes Gesicht ist voller Mascara.

Aber der Schuss Alkohol hat seine Wirkung getan. Ich

beginne, mich besser zu fühlen. Kräftiger. Mehr wie ich selbst. Als hätte ich mich wieder unter Kontrolle.

Oder vielleicht ist es nicht der Alkohol, der das bewirkt. Vielleicht ist es Jeremys Gegenwart.

Ich wette, es ist das Letztere.

»Hugh«, sage ich einfach.

Jeremy blinzelt und runzelt die Stirn. »Hugh?«, fragt er.

»Ja, Hugh«, sage ich. »Mr. Hugh? Eines deiner Vorstandsmitglieder?«

Jeremy sieht verunsichert aus. »Lilly...«, sagt er langsam. »Ich habe kein Vorstandsmitglied mit dem Namen Hugh.«

»Mr. Blackthorne?«, versuche ich es erneut. »Er sagte, einige Leute kennen ihn unter diesem Namen.«

Jeremys Ausdruck verändert sich umgehend. Seine Augen verengen sich. Sein Kiefer verkrampft sich. Er schaut mich mit tiefer Intensität an.

»Wer hat dir diese Namen genannt?«, flüstert er.

»Hugh!«, rufe ich aus. »Hast du nicht zugehört? Hugh

oder Mr. Hugh oder Mr. Blackthorne oder wie auch immer er heißt. Das ist nicht das Wichtigste. Jeremy, er hat —«

»Das *ist* das Wichtigste«, sagt er leise und unterbricht mich. »Dieser *Name*«, er verzieht das Gesicht, »darf in meiner Gegenwart nicht ausgesprochen werden. Ich werde dich noch einmal fragen, Lilly. Und dieses Mal erwarte ich die Wahrheit. Wer hat dir diesen Namen mitgeteilt?«

»Hugh hat das getan!«, sage ich noch einmal, während meine Verärgerung über Jeremys Sturheit beginnt, meine anderen Gefühle zu überschatten. »Warum lässt du mich nicht ausreden? Warum spielt es eine Rolle, wie er heißt? Jeremy, er hat —«

»Es spielt für *mich* eine Rolle.« Seine Stimme ist wie eine Stahlklinge, die durch weiche Seide hindurchschneidet. Er steht auf und geht von mir weg. Er schaut aus dem Fenster, während er beide Hände hinter seinem Rücken verschränkt hält.

»Was willst du mir mitteilen?«, fragt er. Ich bemerke einen gefährlichen Unterton in seiner Stimme, den ich das letzte Mal gehört habe, als ich ihn noch als Stonehart

kannte. »Ist dies ein Trick, Lilly? Besorgt zu mir zu laufen, meine Arbeit zu unterbrechen, nur um mich *zum Narren zu halten*...«, seine Stimme erhebt sich und erfüllt die Worte mit ungezügelter Verachtung, »...mit diesem dreckigen Namen? Wo hast du ihn ausgegraben? Ist das meine Belohnung dafür, dass ich dir deine Freiheit zurückgegeben habe? Ist es das, was du die ganze letzte Woche über getan hast? Herumzuzschnüffeln und im Internet zu recherchieren, während ich dachte, dass du *arbeitest*?«

»Jeremy, nein!«, protestiere ich und stelle mich hin. Es ist offensichtlich, dass die Erwähnung dieses Namens ihn verärgert hat. Warum ist mir nicht im Entferntesten klar.

Ich gehe auf ihn zu und streichle seinen Arm. »Es tut mir leid«, sage ich. »Ich —«

»Fass mich *nicht* an!«, faucht er und stößt mich weg. Ich erstarre.

Jeremy stolziert davon. Er geht direkt auf die Bar zu und gießt sich einen Drink ein, den er dann in einem Zug hinunterschüttet. Er schenkt sich einen zweiten ein und

wiederholt den Vorgang. Er tut all das, während er in die mir entgegengesetzte Richtung schaut.

Er legt seine Hände auf den Tresen und beugt seinen Kopf nach vorn. Ich bin beeindruckt — und verängstigt — von der reinen Masse seines Körpers. Er ist so groß. Als sein Rücken sich unter seiner regelmäßigen Atmung hebt und senkt, werde ich an einen verärgerten Bären erinnert.

Ich muss an einen Dokumentarfilm denken, den ich einmal gesehen habe. Es ging um einen Mann, der in der Wildnis lebte und zwei Bärenjunge adoptierte, als sie noch jung waren. Er zog sie jahrelang auf, wobei er diesen Vorgang und sein Zusammenleben mit ihnen filmte. Die drei rangen miteinander. Sie kämpften spielerisch miteinander. Selbst als die Bären wuchsen, dauerte ihre Freundschaft an. Sobald sie groß genug waren, ritt der Mann auf ihren Rücken und ging mit ihnen jagen.

Die Geschichte hatte kein Happy End. Eines Tages wurde einer der Bären aus irgendeinem Grund verärgert. Oder vielleicht war es ein Unfall, als der Bär seine eigene Stärke falsch einschätzte. Was auch immer es war, es

wurde alles auf Film festgehalten aber aus dem Bericht gelöscht.

Der Mann wurde von den Bären getötet. Es spielte keine Rolle, dass sie fünfzehn Jahre miteinander verbracht hatten. Es spielte keine Rolle, dass er sie gleich nach ihrer Geburt aufgenommen hatte. Es spielte keine Rolle, dass sie ein verwandtschaftliches Verhältnis hatten.

Wenn ich jetzt darüber nachdenke, war es nicht der Bär, der irgendetwas falsch eingeschätzt hatte. Es war der Mann. Er hatte versucht, zwei wilde Bären zu zähmen. Obwohl es sehr lange so aussah, als hätte er Erfolg gehabt, kostete ihn dieser Fehler am Ende sein Leben.

Das ist die Moral der Geschichte. Man kann ein wildes Tier nicht in ein Haustier verwandeln. Es spielt keine Rolle, wie stark die Verbindung ist. Wilde Tiere eignen sich nicht dafür, gezähmt zu werden. Egal was man tut, man kann die Natur nicht beeinflussen.

Genauso fühle ich mich im Moment mit Jeremy. Ich habe den Mann nicht gezähmt. Ich kann nicht ändern, wer er ist. Das Potenzial für Gewalt, für Zorn und für die

Rückkehr von *Stonehart* ist immer da.

Und es wird für den Rest seines Lebens vorhanden sein, irgendwo schlummernd in ihm verborgen. Bis irgendein Auslöser eine Reaktion heraufbeschwört.

So wie der Name es jetzt getan hat.

Also nähere ich mich ihm nicht. Wenn überhaupt trete ich einen kleinen Schritt zurück.

Ich sehe, wie seine Finger sich um die Kante des Tresens herum zusammenziehen. Er versucht, die Kontrolle wiederzuerlangen.

Ich bete, dass er Erfolg hat — hauptsächlich um meinetwillen.

»Lilly«, sagt er, »ich kontrolliere dich nicht mehr. Aber ich hoffe trotzdem — hoffe! — dass dir einiges von dem in Erinnerung geblieben ist, was du über mich gelernt hast, als ich über dich geherrscht habe. Du weißt, wie sehr ich es hasse, mich zu wiederholen.« Langsam dreht er seinen Kopf. Sein Blick bohrt sich in mich hinein. »Bring mich also nicht dazu, es zu tun!«

Ich beiße mir auf die Lippen und versuche zu denken,

wobei ich mein Gehirn dränge, schneller zu arbeiten. Ich weiß, wovon er spricht — die Frage, die er mir gestellt hat, auf die ich bisher nicht in der Lage war, eine befriedigende Antwort zu geben.

Aber was tue ich, wenn die Wahrheit versagt? Ich möchte nicht lügen.

»Ich...«, stottere ich, bevor ich mich wieder fange. Jeremy will keine zerbrechliche, erbärmliche, schwache Frau vor sich haben. Also was soll's, wenn Hugh — wer auch immer er ist — eine Kopie des Halsbandes hat? Es wird mir keinen Schaden zufügen. Es ist nicht so, als würde er mich auf den Boden werfen und es mir mit Gewalt um den Hals legen.

Die Vorstellung, dass dieser kleine, alte Mann versucht, mich auf den Boden zu werfen, ist so lächerlich, dass ich fast auflachen muss. Er ging mir nur bis zur Schulter! Und er muss mindestens auf die siebzig zugehen.

Er ist keine Bedrohung. Zumindest nicht *körperlich*. Und außerdem musste ich schon mit sehr viel Schlimmerem fertig werden, als ich mich in Jeremys

Obhut befand. Und zu wem bin ich damals gelaufen? Zu niemandem! Ich habe mich auf *mich selbst* verlassen. Ich habe *mich selbst* aus dieser Situation befreit.

Und genau das werde ich jetzt auch tun. Zu Jeremy zu laufen war kein Ausweg. Es war ein Zeichen von Schwäche und Abhängigkeit. Das muss ich in Zukunft vermeiden.

Also richte ich mich auf. Ich rolle meine Schultern zurück. Ich wende mich mit einer ruhigen, kühlen Stimme an Jeremy.

»Ein Mann hat es mir erzählt«, sage ich.

»Ein Mann.« Jeremy lacht fast. Er wendet sich wieder der Bar zu. Seine Hand schwebt über einer Reihe von Flaschen, bevor er nach einer von ihnen greift. Er hebt sie hoch, nimmt sein Glas und geht hinter seinen Schreibtisch.

Er tut das alles, ohne mich auch nur eines einzigen Blickes zu würdigen.

Er lehnt sich in seinem Stuhl zurück und legt dann zu meiner großen Überraschung seine Füße auf den Tisch. Er schenkt sich den Brandy ein und beobachtet dabei

aufmerksam die dunkle, goldene Flüssigkeit.

»*Versuchst* du, eine Reaktion von mir zu erhalten?«, fragt er. »Ist das der Grund, warum du hier bist, Lilly? Willst du herausfinden, wie viel Macht du immer noch besitzt?«

Er schwenkt die Flüssigkeit in seinem Glas herum und fährt damit fort, nur sie zu beobachten. »Nun, ich kenne einen besseren Weg, wie du das tun könntest. Komm her, Lilly!«

Mein Rücken versteift sich bei dem gefühllosen Geräusch seiner Bitte. Trotzdem gehe ich zu ihm hinüber.

Er schaut mich erst an, als ich nur noch einen halben Meter von ihm entfernt bin.

»Blas mir einen!«, sagt er.

Ich blinzele. »Was?«

»Geh runter auf deine verdammten Knie und blas mir einen!«, brüllt Jeremy.

Dieser Ausbruch bringt mich umgehend dazu, mich hinzuknien. Jeremy wirbelt auf seinem Stuhl herum und legt seine gespreizten Beine rechts und links neben meinen

Kopf.

»Es tut mir leid«, lächelt er. »Ich hätte nicht schreien sollen. Aber ich glaube, im Vergleich zu... der Alternative ist das vorzuziehen.«

Ich öffne meinen Mund, um zu fragen: »Welche Alternative?«, bevor mir klar wird, dass ich das gar nicht wissen möchte.

Jeremy öffnet seinen Gürtel und zieht seine Hose herunter. Ich bin überrascht zu sehen, dass er bereits etwas erhärtet ist.

»Du weißt, dass mich solche Sachen in Wallung bringen«, sagt er, als könnte er meine Gedanken lesen. »Und den ganzen Tag über bin ich nicht in der Lage gewesen, deinen frechen, kleinen Mund aus meinem Kopf herauszubekommen, der sich um meinen Schwanz herumwölbt. Nach dem letzten Wochenende schuldest du mir etwas, Lilly. Du und ich...«, er lässt eine Hand durch mein Haar gleiten, »...haben einen dringenden Nachholbedarf.«

Kapitel Fünf

Ich schreie auf, als Jeremy in mich hineinrammt. Wir haben überall gefickt. Auf dem Sofa. Quer auf seinem Schreibtisch. Gegen die Glaswand.

In diesem Augenblick liege ich für eine zweite Runde wieder auf dem Schreibtisch. Ich kann nicht glauben, dass Jeremy das Durchhaltevermögen hat, um noch weiterzumachen. Aber wenn ich seinen unersättlichen Appetit bedenke, warum bin ich überrascht? Er hatte Recht: Wir holen die verlorene Zeit vom letzten Wochenende *tatsächlich* auf.

»Fester«, bettele ich. Jeremy ergreift meine Hüfte und drückt mich nach unten, um dann das Höllentempo, das er bereits vorgelegt hat, noch zu beschleunigen. »Fester! Oh ja! Fick mich! Fick mich fester!«

Wir haben uns schon vor langer Zeit unserer Kleider entledigt. Alle Muskeln von Jeremys Körper glitzern mit Schweiß. Seine Schultern spannen sich an, als er mich

fickt. Jeder Stoß sendet seinen Schwanz tief in mich hinein. Ununterbrochene Wellen der Lust erfüllen meinen Körper.

»Ah... Lilly... ich komme gleich!« Er zieht sich zurück. »Knie dich hin!«

Ohne zu zögern gehorche ich ihm und lasse mich vor ihm auf die Knie fallen, sodass er seinen Samen über mein ganzes Gesicht spritzen kann.

Als er fertig ist, taumelt er nach vorn und lehnt sich über mich gegen den Schreibtisch, um sich abzustützen.

Seine heftige Atmung beruhigt sich langsam.

Er öffnet seine Augen. »Also komm! Es ist an der Zeit, dich zu säubern.«

Als ich aufstehe und mir mit meinem Handrücken den Samen aus den Augen wische, schlägt er mir auf den Hintern. Ich springe auf.

»Verdammt, du bist so unglaublich sexy, wenn du so kaputt bist wie jetzt«, sagt er.

Nachdem wir beide in seinem privaten Badezimmer geduscht und uns angezogen haben, kehren wir in den Hauptteil seines Büros zurück. Jeremy sieht mit seinem nassen Haar so gut aus wie immer. Mehr als das, er sieht... befriedigt aus. Gesättigt.

Nach all dem Sex, den wir gerade hatten, ist das keine Überraschung.

Und trotzdem ist es eine Erinnerung daran, wie sehr seine Stimmung von solch einer einfachen Handlung beeinflusst werden kann. Okay, vielleicht nicht *einfach*— nicht mit ihm — aber etwas, das ich auf Verlangen bieten kann.

Nun komm schon, flüstert eine Stimme in mir. *Es ist ja nicht so, dass es dir nicht auch gefallen hätte.*

Ich unterdrücke ein Kichern und lasse mich dann auf dem Ledersofa nieder.

»Also«, sagt Jeremy. Er fährt sich mit beiden Händen durchs Haar, verschränkt dann seine Arme und schaut mich an. »Miss Ryder. Bist du jetzt bereit, mir zu erklären, wie

du von diesem Namen erfahren hast?«

»Blackthorne?«, frage ich.

Jeremy rutscht auf seinen Füßen hin und her. Ich kann sehen, wie er eine innere Verärgerung bekämpft. »Ja«, sagt er leise. »*Blackthorne*.«

»Ich habe es dir gesagt, aber du glaubst mir nicht«, antworte ich. Ich setze mich auf. Die Zeit für Trägheit ist vorbei. Draußen ist ein Sturm ausgebrochen. Durch den Regenguss leuchtet ein Blitz auf.

Ich zittere. Ich habe mich mitten in einem Gewitter noch nie sicher gefühlt.

Jeremy atmet langsam aus. »Bleibst du bei dieser Geschichte?«, fragt er.

»Jeremy, du hast mich im Fahrstuhl gesehen! Du hast gesehen, wie verstört ich war. Glaubst du, ich würde mir so etwas einfach nur ausdenken?«

»Der Geist ist zu außerordentlichen Dingen in der Lage, Lilly«, sagt er. »Vielleicht habe ich deine Fähigkeit, so früh zur Arbeit zurückzukehren, überschätzt. Vielleicht hättest du zu Hause bleiben sollen, nachdem du gehört

hast, was Fey dir erzählt hat.«

Mein Rücken versteift sich. »Willst du damit sagen, ich bin nicht in der Lage...«, beginne ich.

»Ich will damit *sagen*, dass du gestresst bist«, unterbricht er mich. »Dir ist heute etwas zugestoßen. Du warst nicht du selbst. Das ist verständlich, Lilly. Es ist sogar bewundernswert, dass du so lange eine tapfere Miene aufgesetzt hat. Du hattest im Fahrstuhl einen Zusammenbruch. Das ist alles.«

Es frustriert mich, wie er davon so... nüchtern sprechen kann. So leidenschaftslos. Als hätten wir nicht gerade eine der intensivsten sexuellen Erfahrungen der jüngeren Vergangenheit miteinander geteilt.

Es ist so, als hätte die Dynamik unserer Beziehung sich umgehend zu der zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer verändert, sobald er seinen Anzug wieder angezogen hat und wir in sein Büro zurückgekehrt sind.

»Nun sag mir«, fährt er fort, »ist das noch etwas, was du von Fey gehört hast? Hat ihr Verlobter noch mehr *ausgegraben*?«

»Nein«, sage ich. Ich würde vor lauter Frust am liebsten mit den Zähnen knirschen. »Jeremy, warum willst du mir nicht zuhören? Schau, das ist passiert. Ich habe auf den Fahrstuhl gewartet und war bereit, das Büro zu verlassen, als ein Mann sich mir genähert hat. Er kam mir bekannt vor. Es dauerte einen Augenblick, bevor ich ihn einordnen konnte. Ich habe ihn vor Monaten einmal gesehen, als du mich deinem Vorstand vorgestellt hast. Erinnerst du dich nicht?«

»Jetzt mach dich nicht über mich lustig!«, sagt Jeremy. Seine Stimme klingt leise und gefährlich. »Natürlich erinnere ich mich daran. Ich erinnere mich an alles, was mit diesem Unternehmen zu tun hat. Ich erinnere mich an alles, was mit *dir* zu tun hat.«

»Das ist sehr süß«, sage ich sarkastisch. »Darf ich fortfahren?«

Jeremy macht eine beiläufige Bewegung.

»Er bat mich, mit ihm zu kommen. Ich wusste nicht, was er wollte, also sagte ich nein. Ich war bereit, nach Hause zu gehen. Ich wollte nach Hause gehen... um dich

zu sehen.«

Jeremy rollt seine Lippen zurück, um ein dünnes Lächeln zu kopieren. »Wie süß«, ahmt er mich nach.

Ich ignoriere diese Provokation. »Er sagte mir, es ginge um dich. Dann nannte er dich bei deinem Vornamen. Mir ins Gesicht.«

Ich erwarte eine Reaktion von Jeremy, als ich das sage.

Er zeigt keine. Er schaut mich erwartungsvoll an und wartet offensichtlich darauf, dass ich fortfahre.

»Findest du nicht, dass das etwas ungewöhnlich ist?«, frage ich.

»Solange das nicht in meiner Gegenwart passiert, können die Leute mich nennen, wie sie wollen«, sagt Jeremy. »Na und, Lilly? Komm auf den Punkt! Meine Geduld nähert sich dem Ende.«

»Der *Punkt*«, sage ich und werde ärgerlich, »ist, dass er über uns Bescheid wusste. Über mich und dich. Über unsere Beziehung außerhalb der Arbeit.«

Jeremy sieht unbeeindruckt aus. »Und?«, fragt er.

»Jeder mit einer halben Gehirnzelle kann zwei und zwei zusammenzählen. Deine Beharrlichkeit ist der einzige Grund, warum wir die Scharade der Förmlichkeit in diesem Gebäude aufrechterhalten.«

»Nicht das«, fauche ich. »Er wusste von uns... von dir... von...«, ich verliere fast die Nerven, »...dem Halsband.«

Das erregt seine Aufmerksamkeit. »Was hast du gesagt?«

»Der Mann... Hugh Blackthorne — oder wer auch immer — hatte Fotos von uns, Jeremy. Auf deiner Insel. Er hat sie mir gegeben.« Ich schaue mich um und suche nach dem Umschlag, kann ihn aber nicht gleich finden. »Und noch schlimmer, gerade als ich gehen wollte, griff er in seine Schublade und nahm... das Halsband heraus.«

»Das ist unmöglich«, sagt Jeremy. »Diese Technologie wurde nur mit einigen privilegierten Individuen geteilt — denen ich allen mein Leben anvertrauen würde. Ich habe nicht einfach zusätzliche Halsbänder irgendwo herumfliegen, Lilly.«

»Dann erkläre mir, was ich gesehen habe!«, fordere ich ihn auf.

Jeremy atmet auf und reibt sich seine Nase. »Ich weiß nicht, was du gesehen hast«, sagt er. »Aber ich habe die Möglichkeit, das herauszufinden.« Sein Blick wandert in eine Ecke an der Decke.

»Du hast Kameras hier drinnen?«, rufe ich aus. »Das bedeutet, sie haben gerade alles aufgezeichnet... alles, was du und ich getan haben?«

»Oh, sei nicht so beleidigt«, stößt er wütend hervor. »Natürlich habe ich Kameras hier drinnen. Sicherheit ist lebenswichtig. Ich habe Kameras auf jeder Etage und in jedem Raum dieses Gebäudes. Ich habe dir die Kontrolle über das Innere meines Hauses anvertraut. Erwarte nicht von mir, dass ich hier das gleiche tue!«

»Das tue ich nicht«, sage ich leise und schaue auf meine Füße.

»Wenn du dann fertig bist, Spielchen mit mir zu spielen — wenn du damit fertig bist, mich zu *testen* — können wir schauen, was genau dich so aufgebracht hat.«

»Okay«, sage ich. »Lass uns das tun. Vielleicht wirst du mir dann glauben.«

Jeremy führt mich aus der Hintertür heraus, eine Reihe von Fluren hinunter und in einen kleinen Überwachungsraum hinein. Er befindet sich hinter zwei schweren Metalltüren.

Der Raum ist dunkel. Die einzige Beleuchtung rührt von den Bildschirmen her, die um mich herum schimmern. Sie geben dem Ort eine blaue Färbung.

Jeremy nähert sich einem und gibt seinen Zugangscode ein.

»Nun«, sagt er und dreht sich zu mir um, »wann ist das passiert? Wann hat der Mann dich angesprochen?«

»Direkt bevor ich zu dir gekommen bin«, sage ich.

»Wo?«

»Bei den Fahrstühlen auf der achtzehnten Etage. Ich war gerade dabei zu gehen.«

»Okay.« Jeremys Finger berühren einige Tasten, und der Hauptbildschirm zeigt die Aufzeichnung der Kamera, die auf die Fahrstühle auf der achtzehnten Etage gerichtet

ist. Er spult das Band zurück und zeigt auf den Bildschirm.

»Da bist du«, sagt er.

»Warte nur!«, sage ich zu ihm.

Ich beobachte und suche in der Menschenmenge um mich herum auf dem Bildschirm nach einem Zeichen von Hugh. Die Fahrstuhltüren öffnen sich. Einige Menschen steigen ein, andere steigen aus.

Ich erinnere mich an den Augenblick. Ich hatte schon fast den Fahrstuhl betreten, bevor ich merkte, dass er hochfuhr und nicht nach unten. Nicht lange danach spürte ich, wie die Hand meinen Arm berührte.

Ich stelle mich voller Erwartung auf meine Zehenspitzen. »Da!«, sage ich und sehe einen Mann, der sich durch die Menge hindurch auf mich zubewegt. »Da! Das ist er.«

Und tatsächlich, der Mann erreicht mich und berührt meinen Arm. Sein Rücken ist der Kamera zugekehrt, daher können wir sein Gesicht nicht sehen.

Jeremy schaut mich über seine Schulter hinweg an. Seine Stirn ist von einer tiefen Linie durchzogen.

»Lilly«, sagt er langsam. »Das ist Simon, mein Fahrer.«

»Was? Nein, das ist —«, ich halte inne. Die Lilly auf dem Bildschirm beginnt, dem Mann zu folgen. Zusammen drehen sie sich in Richtung Kamera. Ich sehe sein Gesicht.

Jeremy hat Recht. Es ist Simon. Es ist sein Fahrer.

Aber das ist nicht der Mann, mit dem ich gesprochen habe!

Der Überwachungsraum dreht sich. Mit ist schwindlig. Ich fühle mich kurzatmig. Als würde ich in einem Becken mit einer zähflüssigen, trüben Flüssigkeit untergetaucht und schaue aus dem Inneren dieses Aquariums auf die Welt hinaus.

Jeremy drückt auf einige Knöpfe. Die Aufzeichnung zeigt, wie Simon und ich den Flur entlanggehen.

Wir betreten einen Raum. Nicht den, an den ich mich erinnere.

Jeremy hält das Band an und schaut mich an. »Das hat dich so aus der Fassung gebracht?«, fragt er. Seine Stimme enthält einen Unterton schwerer Enttäuschung.

Ich versuche, meine Nerven zu beruhigen, bin allerdings erfolglos. »Ich... ich weiß nicht, was ich sagen soll«, stammele ich.

»*Ich* habe Simon geschickt, um dich zu holen, Lilly. Er sollte dir die Nachricht überbringen, dass ich mich heute Abend verspäten würde. Dass ich nicht nach Hause kommen würde.« Jeremys Augen verengen sich ein ganz kleines bisschen. »Schauen wir mal, was als nächstes passiert.«

Die Kamera, die das Innere des Raumes zeigt, erleuchtet den Bildschirm. Dort ist Simon, der hinter einem Schreibtisch sitzt... in einem Raum, so großartig, wie ich ihn in Erinnerung habe. Und dort — mein Magen dreht sich unbehaglich — bin ich, wie ich ihm gegenüber sitze, wobei unsere beiden Gesichter auf der Aufzeichnung so deutlich wie der Tag zu erkennen sind.

Verblüfft schaue ich schweigend zu. Es fühlt sich so an, als würde ich meinen Sinn für die Realität verlieren. In meinem Geist habe ich keine Erinnerung an das, was sich auf dem Bildschirm abspielt. *Ich* erinnere mich an

Hugh — was er gesagt hat, was er mir erzählt hat, sein Büro, sein Gesicht — nicht Simon.

Aber warum zum Teufel zeigt das Video dann etwas vollkommen anderes?

Es gibt keinen Ton, aber Simon und ich unterhalten uns über etwas. Es ist eine Unterhaltung, die in meinem Kopf nicht existiert. Er schiebt etwas über den Tisch in meine Richtung. Mein Blick richtet sich auf das Objekt — und ein gewisser Glaube an meine eigene Vernunft wird wiederhergestellt.

Das Ding, das er über den Tisch schiebt — das Ding, das ich in die Hand nehme — ist ein rechteckiger Briefumschlag.

Der Umschlag, der all die Fotos enthält.

»Da«, rufe ich aus. »Da, siehst du das? *Dieser* Umschlag enthält all die Fotos, von denen ich dir erzählt habe. Die Fotos von uns am Strand auf deiner Insel!«

»Ja, das stimmt«, sagt Jeremy. Er hält das Band an, greift in seine Jackentasche und zieht genau den gleichen rechteckigen Briefumschlag hervor. »Fotos, die ich als

Souvenir für dich habe anfertigen lassen.«

Er reicht ihn mir. Wie benommen nehme ich ihn entgegen. Meine Finger gleiten an dem Papier entlang, aber sie fühlen sich wie die Finger von jemand anderem an. Wie die Hand von jemand anderem.

»Ich habe Simon gebeten«, erklärt Jeremy geduldig, »dir diese zu geben, damit du deine Lieblingsbilder auswählen kannst. Ich hatte vor, sie vergrößern und rahmen zu lassen.«

Ich nehme die Fotos heraus. Ich schaue sie mir kurz an und suche nach den unzüchtigen, die in der Nacht aufgenommen wurden.

Ich finde keine.

Jeremy wirft einen kurzen Blick auf den Bildschirm. Er zeigt mich, wie ich gefasst und gelassen Simons Hand schüttele und den Raum verlasse.

Er wechselt die Kameras. Diese zeigt, wie ich ruhig in Richtung der Fahrstühle gehe und den Briefumschlag unter einen Arm geklemmt habe. Ich drücke auf den Fahrstuhlknopf und steige ein. Die Türen schließen sich,

und ich bin nicht weiter zu sehen. Und die Kamera im Flur fährt mit ihrer Aufzeichnung fort.

Jeremy dreht sich zu mir. Ich starre ihn an.

»Ist das alles, Lilly?«, fragt er.

Ich... ich weiß nicht, was ich sagen soll. Habe ich komplett den Verstand verloren? Bin ich geistig zerbrochen und irrsinnig geworden? Bin ich in die gleiche dunkle Leere gestürzt, die meinen Vater gefangen hält?

Ich brauche... ich weiß nicht, was ich brauche. Eine Atempause. Ich muss allein sein, um nachzudenken. Denn die Erinnerungen in meinem Kopf sind sowohl klar als auch lebendig. Ich *erinnere* mich daran, Hugh getroffen zu haben. Ich *erinnere* mich daran, sein Büro betreten zu haben. Ich *erinnere* mich an seine Warnung an mich.

Aber vor allem erinnere ich mich an den unglaublichen Schock und die Panik, die ich empfunden habe, als er mir das Halsband gezeigt hat.

Aber nichts von alledem stimmt mit dem überein, was ich gerade auf dem Bildschirm gesehen habe.

»Das ist verrückt«, murmele ich.

»Ist es das?«, fragt Jeremy. Er verschränkt seine Arme und schaut an mir hoch und runter. »Ich glaube, du hattest einfach nur ein paar lange Tage. Ich habe dir schon zuvor erklärt, was passieren kann, wenn du zu viel in dich hineinfrisst. Es baut sich ein Druck in dir auf, Lilly. Selbst wenn du es nicht sehen kannst, ich kann das. Er fesselt dich. Du darfst das nicht zulassen. Du darfst nicht zulassen, dass dieser Druck dich vereinnahmt. Du bist stärker als das, das weiß ich.

Aber du kannst das nicht allein tun. Du brauchst meine Hilfe. Du musst mir sagen, was wirklich los ist. Du musst mir *vertrauen*. Diese hysterischen Anfälle sind nicht typisch für dich. Sie gehören nicht zu der Frau, in die ich mich verliebt habe.«

»*Tu das nicht!*« Ärgerlich strecke ich ihm einen Finger entgegen. Meine Welt fühlt sich so an, als würde sie an allen Seiten zusammenbrechen. »Sag das nicht! Erwinnere dich an das Versprechen, das du mir gegeben hast!«

Jeremy hält seine Hände in die Höhe und streckt mir

in einer beschwichtigenden Geste seine Handflächen entgegen. »Es tut mir leid. Das ist mir so rausgerutscht... Vielleicht absichtlich, aber trotzdem herausgerutscht. Aber warum bin ich so sehr an mein Wort gebunden, wenn du deines so einfach missachtest?«

»Wovon redest du?«, frage ich.

»Von der *Wahrheit*«, betont er. »Du hast mir immer noch nicht erzählt, wo du diesen Namen gehört hast. Blackthorne.«

»Das habe ich —«

»Das hast du *nicht*«, faucht er. »Ich habe dir die Gelegenheit gegeben, Lilly, wieder und wieder. Und trotzdem bestehst du auf dieser Lüge. Schau dir dein Handy an!«

»Was?«

»Schau dir dein verdammtes Handy an!«

Ich weiche zurück. Mit zitternden Händen hole ich mein Handy hervor.

»Es ist immer noch auf meines umgeleitet«, sagt Jeremy. »Jede SMS, die du erhältst, jeden Anruf, den du

tätigst, kann ich sehen. Vielleicht habe ich deine Einschränkungen aufgehoben, aber ich bin kein Narr. Ich weiß, dass es Zeiten gibt, an denen du immer noch beaufsichtigt werden musst.

Stell es an!«, verlangt er. »Die letzte SMS, die du bekommen hast, von deiner Freundin Fey. Öffne sie, und sag mir, was darin steht! Lies es laut vor, Lilly! Du kannst dich nicht länger verstecken.«

Meine Finger wandern zitternd über den berührungsempfindlichen Bildschirm. Ich bringe es fertig, die entsprechende App aufzurufen.

Dort finde ich eine Nachricht, die als »gelesen« markiert ist. Von Fey. Ich kann mich aber nicht daran erinnern, sie jemals geöffnet zu haben. Oder daran, dass ich sie überhaupt erhalten habe.

Sie besteht aus einer einzigen Zeile:

Jeremys Vater: Hugh Blackthorne

Kapitel Sechs

Die Fahrt zurück zum Anwesen ist lang und schweigsam.

Jeremy sitzt mir gegenüber auf dem Rücksitz. Die ganze Zeit über starrt er aus dem Fenster und ist tief in seinen Gedanken versunken.

Etwas sehr viel Schlimmeres als einfache Anspannung erfüllt den Wagen. Es ist fast so, als wäre Jeremy sich meines zerbrochenen Verstandes genauso bewusst wie ich. Es fühlt sich so an, als würden wir beide trauern. Was wir betrauern, weiß ich nicht: vielleicht den Verlust der Frau, die ich sein sollte.

Aber etwas *fühlt* sich nicht richtig an. Es ist nicht nur das prägende Unbehagen über das Wissen, dass das, von dem ich dachte, ich hätte es erlebt, und das, was tatsächlich passiert ist, zwei unterschiedliche Dinge sind.

Ist einer geisteskranken Frau bewusst, dass sie geisteskrank ist? Oder ist es so, wie Jeremy es mir erzählt

hat: eher ein allmähliches Anwachsen ähnlich einer faulenden Krankheit tief in sich drinnen? Etwas, das sich in solchen Episoden äußert, wie der, die ich gerade erlebt habe, die ohne Vorwarnung auftauchen?

In meinem Geist überdenke ich noch einmal alles, was geschehen ist, nachdem ich die Berührung an meinem Ellbogen gespürt habe. Ich habe es schon so viele Male getan und so viele Male darüber nachgedacht, was die Aufzeichnung gezeigt hat, dass die beiden Vorkommnisse beginnen, miteinander zu verschmelzen. Das Video sagt mir, dass ein bestimmtes Ereignis stattgefunden hat. Meine Erinnerung sagt mir etwas anderes.

Es fühlt sich so an, als hätte ich mich in einem leuchtenden Traum verloren. Aber es ist mir kaum bewusst, ob ich träume oder nicht. Materielle Dinge — der Autositz an meinem Rücken, die Handtasche unter meinen Beinen — fühlen sich so an, als würden sie sich bei der kleinsten Berührung in Luft auflösen.

Es ist fast so, als würde ich schweben. Als würde ich an den Bewegungen teilhaben und ein normales Äußeres

darstellen, aber in mir drinnen?

In mir drinnen ertrinke ich.

Es ist auch nicht wegen Jeremy. Abgesehen von dem Ausbruch im Überwachungsraum war das Schlimmste, was ich von ihm bekommen habe, Schweigen.

Ich schaue ihn verstohlen an. Was muss er gerade von mir denken? Wahrscheinlich, dass ich eine Lügnerin und eine Schwindlerin bin. Dass die Stärke, die er so reizend fand, nichts anderes als eine Illusion war. Eine Fassade. Eine Scharade. Dass er einen Fehler gemacht hat, als er mich in sein Unternehmen geholt hat. Dass er einen Fehler gemacht hat, als er mich *freigelassen* hat.

Meine Gedanken in diesem Augenblick sind noch sehr viel schlimmer. Ich komme nicht über das erdrückende Gefühl hinweg, dass ich einen großen Fehler gemacht und meine Chance verpasst habe. Ich hatte nur eine Woche, um mich bei Stonehart Industries einzuschleichen, und ich habe versagt.

Ich warte auf die nächste Schreckensnachricht. Darauf, dass Jeremy mich darüber informiert, dass jemand

mit meiner begrenzten geistigen Kapazität nicht in sein Unternehmen gehört. Darauf, dass er einfach meinen Anstellungsvertrag verbrennt, so wie er es mit meinem Knechtschaftsvertrag getan hat.

Wir kommen auf dem Anwesen an. Ich bin so lange nicht hier gewesen, dass er sich so anfühlt, als wäre ich eine Fremde. Jeremy öffnet die Tür für mich und ist immer noch still und nachdenklich. Die Spannung wächst.

Ich bemerke den Duft von Speisen aus dem Esszimmer. Sie lassen mir das Wasser im Mund zusammenlaufen, und ich merke, dass ich den ganzen Tag über noch nichts gegessen habe. Vielleicht ist es Nahrungsmangel, der meinem Verstand einen Streich gespielt hat.

Aber nein. Ich weiß, dass das nicht der Fall ist. Ich bin schon zuvor hungrig gewesen. Ich bin schon zuvor fast *verhungert*. Und all das durch den Mann, dem ich nun vollkommen aus meinem eigenen freien Willen durch sein Anwesen folge.

Wir setzen uns an den Tisch und essen. Während der

allgegenwärtigen Stille kann ich Jeremys Blick auf mir spüren. Abwägend. Nachdenklich. Reflektierend.

Ich ertrage es nicht länger. »Wo ist Rose?«, platze ich plötzlich heraus. Sie und ich haben immer noch eine Rechnung offen.

»Ich habe Rose und Charles nach Hause geschickt, sodass wir nicht gestört würden, wenn wir heimkehren«, erklärt Jeremy mir. »Ich wollte nicht, dass du den zusätzlichen Druck empfindest, dich mit Rose auseinandersetzen zu müssen — in deiner momentanen...«, seine Lippen verdrehen sich mit einer leichten Abneigung, »...*Zerbrechlichkeit*.« In mir wallt der Drang auf, zu widersprechen und zu protestieren, dass ich nicht »zerbrechlich« bin. Und ich verhalte mich auch fast so, bevor ich beschließe, es fallen zu lassen.

Ich lasse es fallen, da ich keine Ahnung habe, was vor sich geht. Ich dachte, dass ich frei wäre, wenn ich aus dem Vertrag entlassen würde, aber nun finde ich mich in sehr viel schlimmeren Fesseln wieder: Ich bin eine Gefangene meines eigenen Verstandes.

»Hm«, stimmt Jeremy nachdenklich an. Vielleicht war sein Kommentar als Provokation gedacht. Vielleicht hat er *versucht*, mich zum Kochen zu bringen.

Was auch immer. Ich kann seine Absicht nicht interpretieren. Nicht wenn ich so viel Unsicherheit über mein eigenes Urteilsvermögen in mir trage.

Wir beenden das Abendessen. Er steht auf. Ich tue das gleiche.

Ohne ein Wort zu sagen geht er auf die Treppe zu. Ich komme vor ihm dort an. Von meiner Seite des Tisches aus ist sie näher.

Gerade als ich meinen Fuß auf die erste Stufe stelle, spüre ich, wie Jeremy anhält.

»Ich habe noch zu arbeiten«, sagt er. »Ich werde nicht nach oben kommen. Schlaf! Ruh dich aus! Ich merke, dass du das brauchst.«

Er greift nach oben und legt in einer unbehaglichen väterlichen Geste des Mitgefühls eine Hand auf meine Schulter. Er tätschelt diese Stelle.

»Mach dir keine Sorgen über das, was passiert ist!«,

sagt er. »Morgen ist ein neuer Tag. Ich bin mir sicher, dass es dir wieder besser gehen wird, wenn die Sonne aufgeht.«

Damit dreht er sich um und geht davon. Ich stehe nur da, allein und benommen, und schaue ihm nach.

Kapitel Sieben

Die Nacht ist voller Albträume.

Alle drehen sich um das Halsband und um Hugh. Und dann taucht auch noch mein Vater auf. Ich träume, dass Paul mir am Tisch gegenüber sitzt und dass es Paul ist, der mir das Halsband zeigt.

Habe ich den ersten Schritt gemacht, der mich in seinen Geisteszustand versetzt? Ist die Wahnvorstellung, die ich gesehen und mit der Realität verwechselt habe, dem ähnlich, was er sieht, wenn er mit seinem imaginären Teeservice hantiert?

Zerbreche ich aufgrund von äußerlichen Umständen... oder zerbreche ich einfach nur, weil ich seine Tochter und daher empfänglich dafür bin?

Ich wache schweißgebadet auf. Den Rest der Nacht verbringe ich in einem leichten, unruhigen Schlaf.

Als ich meine Augen öffne, sehe ich, wie helles Sonnenlicht den Raum durchflutet.

»Mist!«, fluche ich und springe in meinem Bett auf. Ich habe verschlafen. Wie viel Uhr ist es? Wie spät bin ich dran?

Ich beginne, mich aus den Laken zu befreien, als eine bekannte und doch unerwartete Stimme mich grüßt.

»Sie können sich entspannen, Miss Ryder! Mr. Stonehart hat es sich erlaubt, Ihnen den Tag freizugeben.«

Mein Herz hört fast auf zu schlagen. *Rose!*

»Er hat mir außerdem gesagt«, fährt sie ruhig fort, obwohl sie ganz offensichtlich Schwierigkeiten damit hat, ihren Unmut zu verbergen, »dass ich heute zu Ihrer Verfügung stehen soll, damit wir —«, zitternd holt sie tief Luft, »— unsere andauernden Unstimmigkeiten schlichten, die ich in unsere Beziehung eingebracht haben könnte.«

Ich drehe mich zu ihr. Sie schaut aus dem Fenster, während sie spricht. »Sie haben sozusagen die Zügel in der Hand«, erklärt sie mir. »Obwohl ich nur Mr. Stonehart

gehorche, kann ich ihre neue Machtposition in diesem Haus nicht leugnen.«

»Werden Sie mir dann erzählen, wer Sie sind?«, frage ich. »Wie Sie Ihre Arbeit für Jeremy —«

»Mr. Stonehart!«, faucht sie.

Ich hebe meinen Kopf. »Für mich ist er Jeremy«, verkünde ich. »Wenn Sie immer noch ein Problem damit haben, haben wir noch viel Arbeit vor uns.«

Rose schnauft.

Ich verlasse mit erhobenem Kopf das Bett und gehe majestätisch ins Badezimmer. »Ich möchte erst duschen«, sage ich. »Rose, ich werde einen Bademantel benötigen.«

Ich strecke einen Arm aus und schaue sie ebenso wenig an. Einige Sekunden später spüre ich, wie der schwere Stoff in meine Hand gelegt wird.

»Danke«, sage ich steif. »Sie dürfen in der Küche auf mich warten. Ich hätte gern einen frischgebrühten Kaffee, wenn ich nach unten komme.«

»Natürlich, Miss Ryder«, sagt Rose übermäßig lieblich.

»Oh, und Rose?«, füge ich hinzu, bevor sie geht.

»Wenn ich fertig bin, erwarte ich, eine vollständige Erklärung Ihres Verhaltens zu bekommen, das Sie an den Tag gelegt haben, als wir uns das letzte Mal gesehen haben. Sie hatten genügend Zeit und Freiraum, um über das nachzudenken, was passiert ist. Ich möchte genau wissen, welche Rolle Sie dabei gespielt haben, als ich in Jeremys Haus gebracht wurde.«

Damit gehe ich ins Badezimmer und schließe die Tür, ohne auf ihre Antwort zu warten.

Ich nehme eine extra heiße, extra lange Dusche. Ich möchte gern denken, dass ich das tue, um Rose die Möglichkeit zu geben, sich vorzubereiten, aber ich glaube, die Wahrheit ist: Ich zögere das Unvermeidliche nur hinaus.

Teilweise, weil ich Angst habe. Ich habe Angst, von Roses wahrer Beteiligung an dem, was mir zugestoßen ist,

zu erfahren. Ich habe Angst, denn wenn die Dinge so sind, wie ich vermute — wenn sie wusste, was Jeremy tat, während er noch Stonehart war — zeigt das, wie gering meine Fähigkeit ist, Menschen beurteilen zu können. Wenn sie mich hinters Licht geführt hat — und ich glaube, dass sie das getan hat — wie kann ich dann Vertrauen in meine Fähigkeit haben, Rache zu üben?

Bedeutet das außerdem, dass es *zwei* Menschen gibt, die ich für all die schrecklichen Dinge, die mir widerfahren sind, verantwortlich machen muss?

Aber schlimmer als das — beängstigender als all das — ist, wo stehe ich eigentlich in Bezug auf...

Mich selbst?

Offensichtlich hält Jeremy mich für unfähig, zur Arbeit zurückzukehren. Ich hoffe, dass mein freier Tag sich in nicht zwei Tage, dann in drei und dann eine Woche verwandelt. Ich *muss* mich innerhalb von Stonehart Industries aufhalten. Ich *muss* da sein, um mich in die Firma hineinzuschleichen. Ich muss Jeremy beweisen, dass ich stark bin, dass ich fähig bin, dass er mir vertrauen

kann...

Aber wie viele Schritte habe ich mich gestern rückwärtsbewegt? Er wollte nicht einmal mit mir sprechen, nachdem wir das Büro verlassen hatten! Die SMS von Fey, an deren Empfang ich mich nicht einmal erinnern kann, ist der letzte, greifbare Beweis dafür, dass das, von dem ich dachte, es sei passiert, und das, was tatsächlich passiert ist, zwei sehr, sehr unterschiedliche Dinge sind.

Warum sollte sie mir so eine SMS schicken? So wie wir verblieben sind, hatte ich bezweifelt, dass sie jemals wieder mit mir sprechen würde. Und außerdem, was für einen Unterschied macht es, wie Jeremys Vater heißt? Woher sollte sie überhaupt wissen, dass *ich* das nicht wusste?

Und soll ich immer noch ihre Brautjungfer sein? *Ha!* Ich gebe ein kurzes Lachen von mir. Das sollte die letzte Sorge sein, die mir gerade im Kopf herumgeht.

Die einzige halb-logische Erklärung, mit der ich in Bezug auf das, was mir gestern passiert ist, aufwarten

kann, schließt eine giftige Mischung ein, die sich langsam in meinem Inneren aufgebaut hat.

Stress und Nerven waren die ersten Zutaten. Ich habe auf Feys Offenbarung am Telefon Freitagabend nicht gut reagiert. Jeremy hatte Recht: Ich habe es in mich hineingefressen. Ich habe das Wochenende in Isolation verbracht und mich geweigert, die Konsequenzen dessen, was ich erfahren hatte, anzuerkennen. Okay, also dann war ich eben das Opfer eines Racheplanes. Das Schlimmste ist mir bereits angetan worden. Jeremy und ich haben uns weiterentwickelt. Den Grund zu kennen, *warum* ich entführt worden war, hatte nicht die Wirkung, die ich erwartet hatte, als ich damals aus der Dunkelheit befreit wurde. Es veranlasste mich nicht, Jeremy noch mehr zu hassen.

Eigentlich beeinflusst es meine Gefühle für ihn in keinster Weise. Weder positiv noch negativ. Ich wusste bereits, dass Jeremy Stonehart rachsüchtig ist. Ich wusste, dass sein Leben sich um Vergeltung dreht. Zu wissen, dass ich aufgrund irgendeiner Verwicklung in seinen Racheplan ein Ziel war, war keine große Überraschung. Das hatte ich

bereits vermutet.

Und trotzdem wehrte sich mein Unterbewusstsein, vielleicht weil ich mich geweigert habe, mich oder meine Gefühle für Jeremy von dieser neuen Information beeinflussen zu lassen. Diese Neuigkeit war nur ein weiterer Tropfen in den faulenden Eimer voller Dreck, der sich in meiner Seele niedergelassen hat. Vielleicht genügte sie, um einiges davon überlaufen zu lassen. Vielleicht war das einfach zu viel.

Oder vielleicht war mein Bedauern darüber, wie ich Fey am Sonntagabend am Telefon behandelt habe, der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte.

Der Arbeitstag war schwer, aber nicht härter als sonst. Natürlich stehe ich bei der Arbeit unter Druck. Die Börseneinführung tut sich in der Ferne auf, und fast jeden Tag erscheinen genauso viele negative wie positive Berichte über Stonehart Industries. Ich habe mich gestern kopfüber in die Arbeit gestürzt und alles andere vergessen und mich nur mit den Problemen befasst, die meine Arbeit betreffen. Diese Einstellung hat mich den Tag überstehen

lassen. Nachdem der Arbeitstag vorbei war, verschwimmen meine Erinnerungen. Das ist der Punkt, an dem die Realität beginnt, unscharf zu werden.

Als ich versuche, meine Erinnerungen mit dem Video abzustimmen, lande ich an folgendem Punkt.

Irgendwann kurz nach fünf, wahrscheinlich kurz bevor Simon mir auf den Arm klopfte, habe ich die SMS von Fey bekommen. Ich habe sie gelesen, und — aus irgendeinem Grund, den ich mir absolut nicht erklären kann — protestierte mein Verstand. Er zog sich zurück.

Er zog sich zurück und dachte sich die Geschichte aus, die ich danach gesehen habe. Der Geist von Jeremys Vater. Die Einbildung des Halsbandes. Die zusätzlichen Fotos, die sich in dem Umschlag befanden.

Diese Erklärung gibt mir ein unglaublich unbehagliches Gefühl. Das gefällt mir überhaupt nicht.

Aber für den Augenblick ist es das einzige Gefühl, das ich habe.

Ich trete aus der Dusche heraus und betrachte mich selbst im Spiegel. Es ist die erste Gelegenheit, die ich

habe, nachdem die Kameras ausgeschaltet wurden.

Ich dachte, dass ich mich an sie gewöhnt hätte — ich hatte ihre Gegenwart in irgendeine vergessene Ecke meines Verstandes gedrängt. Mir wird nun klar, dass sie mich immer belastet haben. Nun, da ich die Möglichkeit habe, zu tun, was immer ich möchte, ohne Angst haben zu müssen, dass Jeremy zuschaut, fühlt es sich so an, als wäre mir eine Last von den Schultern genommen worden.

Ich schaue auf meinen Körper. Ich finde keine Zeichen von Vernachlässigung. Keine von Missbrauch. Ich sehe vollkommen gesund aus. Nichts an meinem Auftreten deutet darauf hin, dass ich den Verstand verliere.

Aber woher weiß ich, dass das, was ich gerade sehe, nicht eine weitere Illusion ist? Was wäre, wenn das wahre Bild des Mädchens, das mich anstarrt, ein elendes, erbärmliches, ruiniertes Etwas darstellt?

Nein. Ich schüttele meinen Kopf. So weit bin ich noch nicht. Noch nicht. Ich habe immer noch das *Gefühl*, die Kontrolle zu besitzen. Ich habe immer noch das *Gefühl*, die Realität fest im Griff zu haben.

Aber ist das nicht genau das gleiche, was ich gestern gefühlt habe? Als ich dachte, ich hätte Hugh getroffen und nicht... Simon?

Ja. Ja, das ist es. Und das ist genau das, was das gesamte Vorkommnis so unbehaglich macht.

Nicht ein einziges Mal während meiner Unterhaltung mit Hugh fühlte sich irgendetwas merkwürdig an. Ich meine, sein Verhalten war vielleicht ein bisschen ungewöhnlich, aber das war alles. Es gab keine Zeichen oder Andeutungen, dass das, was ich erlebt habe, nicht das war, was tatsächlich passiert ist.

Würde jemand, der den Verstand verliert, das merken? Ist das das Resultat von all dem Missbrauch, den ich durch Jeremy erlitten habe? Zerbricht mein Verstand letztendlich doch noch?

Oder befindet sich die Wahrheit auf einem noch düstereren Pfad?

Könnte es möglich sein, wenn auch unwahrscheinlich, dass das Ganze irgendwie von Jeremy *geplant* wurde?

Ich mache mich über mich selbst lustig und verwerfe

den Gedanken. Der Mann hat Macht. Er schwelgt in Kontrolle. Aber er kann kein Bild von mir auf einem Bildschirm erscheinen lassen.

Ich habe mich selbst *gesehen*, von dem Überwachungsraum aus, wie ich mit Simon gesprochen habe. Ich habe etwas auf Band gesehen mit einem Video als Beweis, an das ich mich nicht erinnern kann.

Ich habe erst begonnen, mich selbst anzuzweifeln, *nachdem* ich das Video gesehen hatte. Aber wenn ich meiner eigenen Erinnerung nicht trauen kann... wenn ich meinem eigenen Verstand nicht trauen kann... was bleibt dann noch übrig?

Ich trete von dem Spiegel weg und beginne, mich anzuziehen. Während ich das tue, gehe ich durch jede einzelne Erinnerung, die ich habe, der Reihe nach, seitdem ich vor so vielen Monaten kalt und verlassen im Sonnenraum aufgewacht bin.

Es vergeht kein Tag, ohne dass ich mich nicht daran erinnere. Ich hatte schon immer ein gutes Gedächtnis. Die Erinnerung an Tatsachen, Gefühle, Dinge und

Vorkommnisse hat noch nie ein Problem für mich dargestellt.

Eine plötzliche Eingebung überkommt mich. Die Kameras innerhalb des Hauses! Ich kann zurückgehen und mir alles anschauen, an das ich mich erinnere. Ich kann sehen, wie gut diese Bänder mit meinem Gedächtnis übereinstimmen.

Egal, wie schmerzhaft es sein könnte, einige dieser Augenblicke noch einmal zu erleben.

Ich stürze aus dem Badezimmer heraus und gehe direkt in den kleinen, geheimen Raum. Rose kann warten. Es ist ja nicht so, dass sie irgendetwas Besseres zu tun hätte.

Und außerdem, nach der Art, wie sie mich behandelt hat, macht es mir nichts aus, ein bisschen Spannung zwischen uns aufzubauen.

Ich setze mich an den Computer, gebe mein Passwort ein und beginne, mir die Bänder anzuschauen.

Ein oder zwei Stunden später lehne ich mich zurück und fühle mich angeekelt, aber... befriedigt.

Es ekelt mich an zu sehen, wie Jeremy mich vor seinem scheinbaren Sinneswandel behandelt hat. Aber nichts von alldem ist neu. Diese Vorkommnisse habe ich bereits hinter mir gelassen.

Ich bin befriedigt, denn alles, woran ich mich erinnere... jede einzelne Sache, an die ich mich entsinne... stimmt perfekt mit dem überein, was ich auf den Bändern gesehen habe.

Zumindest bedeutet das, dass ich immer noch bei Verstand bin. Oder dass ich bis zu dem Vorfall gestern den Verstand bewahrt habe.

Noch einmal wandere ich mit meinen Gedanken zurück zu dem, was passiert ist. Die Dinge waren in meinem Verstand klar... bis Jeremy mir die Aufzeichnungen gezeigt hat.

Erst danach habe ich begonnen zu zweifeln. Nicht davor. Ich war ernsthaft erschüttert, als Hugh das

Halsband hervorzog. Das ist der einzige wahre Auslöser, den ich mir vorstellen kann.

Ich drücke mich vom Schreibtisch weg. Ich weiß, dass ich die Vergangenheit nicht ändern kann. Was auch immer gestern passiert ist, ob es nun falsch oder real war, beschäftigt mein Denken heute. Es ist vermutlich nur eines der Dinge in meinem Kopf, von denen ich mich wahrscheinlich zurückziehen muss, um zu versuchen, die Vorkommnisse aus einer anderen Perspektive zu betrachten.

Ich gehe die Stufen hinunter. Mitten auf der Treppe halte ich an. Rose wartet dort unten auf mich. Wenn ich mich mit ihr unterhalte, werde ich Antworten verlangen.

Aber es gibt noch jemand anderen, mit dem ich vorher sprechen muss. Wenn ich das nicht tue, werden die Schuldgefühle mich überwältigen.

Fey.

Ich seufze und gehe zurück nach oben, um mein Handy zu holen. Ich überprüfe meine Nachrichten. Ich habe keine neuen, weder von ihr noch von Jeremy. Aber ich habe

auch keine erwartet.

Ich setze mich auf die Bettkante, gebe ihre Nummer ein und starre dann einfach nur das Telefon an, ohne auf »Anrufen« zu drücken.

Was soll ich sagen? Erst einmal muss ich mich entschuldigen. Ich weiß, dass sie sich einfach nur Sorgen um mich macht. Ihre Bedenken haben einen guten Grund. Fey hat ein großes Herz. Die Art und Weise, wie ich ihre Güte erwidert habe, war verabscheuungswürdig.

Aber ich weiß auch, dass ich auf gar keinen Fall zulassen kann, dass sie sich einmischt. Wenn sie beginnt herumzupfuschen — selbst vom anderen Ende des Landes aus — könnte alles, was ich geplant habe, um mich an Jeremy zu rächen, immer noch auseinanderbrechen.

Zumindest wenn ich meine Position nicht bereits mit meinem gestrigen Auftreten zerstört habe.

Ich atme tief ein. »Zeit, die Suppe auszulöffeln«, murmele ich und drücke auf »Anrufen«.

Das Telefon klingelt. Und klingelt und klingelt und klingelt. Fey antwortet nicht. Der Anrufbeantworter

springt an.

»Hi!«, grüßt mich ihre normale, fröhliche Stimme.
»Ich bin gerade nicht da, aber hinterlasst mir eine Nachricht und —«, sie kichert, »— ich werde wahrscheinlich nie dazu kommen, sie abzuhören. Aber ihr könnt es versuchen!«

Piep. Ihre Ansage endet.

»Fey«, beginne ich und zögere. »Fey, hier ist Lilly. Hör zu, ich wünschte mir wirklich, ich hätte dich erreicht. Ich weiß nicht, ob du meinen Anruf absichtlich ignorierst. Wenn du das tust, nehme ich es dir nicht übel. Das würde ich auch, wenn ich du wäre.«

Ich atme aus. »Schau. Es ist schwer für mich, das zu sagen und es so klingen zu lassen, als würde ich es wirklich meinen, aber... es tut mir leid. Ich hätte nicht laut werden sollen, und ich hätte nicht wütend werden sollen. Ich weiß, dass du nur versuchst, auf mich aufzupassen. Ich weiß, dass du mein bestes Interesse im Sinn hast.« Ich schlucke schwer und fahre fort.

»Aber, Fey... vertrau mir bitte, wenn ich das sage! Du

weißt nicht, was ich weiß. Was auch immer Robin herausgefunden hat, worüber auch immer du dir Sorgen machst, ist nur ein Zehntel des großen Ganzen. Weniger als das. Ein Hundertstel.

Das ist der Grund, warum es für mich so schwierig ist, die Dinge so zu sehen wie du. Ich meine, ich verstehe, wie es von außen erscheinen muss. Besonders, wenn du nur Robins Nachforschungen und einige kurze Augenblicke mit mir hast, um das zu beurteilen.

Aber Fey, Jeremy und ich... uns verbindet etwas Besonderes.« Innerlich zuckte ich zusammen. Das ist nicht einmal eine Lüge. Er und ich haben eine sehr, *sehr* besondere Beziehung. Aber ich möchte, dass Fey es so versteht, wie die Menschen es normalerweise auffassen würden, und nicht auf die Weise, wie ich es meine.

»Wir haben eine Verbindung. Unsere Leben sind auf mehr Arten verknüpft, als ich dir sagen kann.« Ich zögere noch einmal und spiele meine Worte innerlich ab.

»Ich weiß, dass ich plappere. Aber ich hoffe wirklich, dass du dir diese Nachricht bis zum Ende anhören wirst.

Ich werde dir die Wahrheit sagen.

Ich habe mit ihm gesprochen. Über das... über das, was du mir erzählt hast. Er hat es nicht abgestritten. Tatsächlich hat er alles bestätigt. Aber das ändert die Dinge zwischen uns nicht.«

Wie kann ich das erklären?

»Er sagt, er liebt mich, Fey. Ich habe die Worte noch nicht erwidert, aber ich glaube ihm. Ich glaube, dass er das tatsächlich und wirklich ernst meint, wenn er es zu mir sagt.«

Da. Ich habe es gesagt. Wer A sagt, muss auch B sagen.

»Also Fey — ich habe keine Angst. Ich weiß, wo ich mit ihm stehe. Ich hoffe, dass du mir genügend vertrauen kannst, um deine eigenen Bedenken zu lindern. Ich möchte nicht, dass du beunruhigt bist. Ich möchte, dass du deine letzten Monate an der Universität genießt. Tu es mit Robin. Tu es für mich. Denn ich weiß...«, ich seufzte, »ich weiß, dass ich niemals zurückgehen werde.«

Ich höre auf zu reden. Ich spüre, wie eine einzige

Träne meine Wange hinunterkullert.

»Und Fey?«, füge ich nach einer langen, schweigsamen Minute hinzu, »ich verstehe, wenn du niemals wieder mit mir sprechen möchtest. Ich hoffe nur, dass die Freundschaft, die uns zuvor verbunden hat, es uns eines Tages gestattet, darüber hinwegzukommen. Und wenn sie das nicht tut — wenn ich niemals wieder etwas von dir höre — bitte grüß deine Mutter und Robin und Sonja von mir. Ich habe keinen von Euch vergessen. Ich sehe dich als meine Schwester an. Und Schwestern streiten sich manchmal, weißt du? Aber sie haben auch eine Verbindung so stark wie Blut. Und die macht es ihnen möglich, ihre Streitigkeiten auch noch zwei, fünf oder zehn Jahre später zu schlichten.

Egal. Soweit im Voraus denke ich im Moment nicht. Ich hoffe nur, dass du mich zurückrufen wirst. Und selbst wenn du das nicht tust, mache ich dir keine Vorwürfe. Ich hoffe nur weiterhin auf das lange, glückliche Wiedersehen, das in zehn Jahren stattfinden wird.«

Ich halte noch einmal inne. Das muss ich tun. Ich habe

das Gefühl, als hätte ich ihr gerade mein Herz ausgeschüttet.

Und ich habe es getan, ohne ein einziges Mal die Wahrheit zu sagen.

»Fey?«, beende ich mit leiser Stimme. »Ich liebe dich. Wie eine Schwester. Auf Wiedersehen.«

Ich lege auf. Und dann falle ich mit einem tiefen, erschöpften Seufzer zurück aufs Bett und schließe meine Augen.

Kapitel Acht

Ich schieße plötzlich nach oben, wach und sehr, sehr besorgt. Etwas stimmt nicht.

Ich kann es fühlen. Aber als ich mich im leeren Zimmer umschaue, sehe ich nichts, was mir einen Grund geben könnte, beunruhigt zu sein.

Es ist draußen immer noch hell, obwohl die Sonne von einer dünnen Wolkenschicht verdeckt wird. Das ist immer noch besser als das Gewitter, das wir gestern den ganzen Tag über hatten.

Ich stehe auf und suche mein Handy nach Nachrichten oder Anrufen von Fey ab. Ich sehe keine, seufze und mache mich auf den Weg nach unten.

Ich finde Rose in der Küche, genau dort, wo sie auf mich warten sollte, und sie sieht entweder gelangweilt oder verärgert aus. Vor ihr steht ein einziger weißer Becher.

»Ihr Kaffee«, sagt sie trocken und zeigt auf den

Becher. »Ich habe ihn bereits vor einigen Stunden zubereitet, daher ist er jetzt ganz offensichtlich kalt.« Sie klingt gereizt.

»Stellen Sie mich nicht auf die Probe«, ermahne ich sie. Ich setze mich ihr gegenüber an den Tisch. »Jeremy hat Ihnen gesagt, Sie sollten sich mit mir vertragen, oder nicht? Sie können damit anfangen, indem Sie mir ihr Verhalten erklären. Sie hatten über eine Woche Zeit, darüber nachzudenken. Ich möchte die Wahrheit hören: Was zum Teufel ist geschehen?«

»Was *geschehen* ist«, betont sie, »ist, dass ich einen Eindringling in meinem Zuhause vorgefunden habe. In *meinem Zuhause*, Miss Ryder, nicht an meinem Arbeitsplatz. Meinem *Zuhause*. Jemanden, den ich nicht eingeladen habe.«

»Ihnen ist es also gestattet, überall hinzugehen, wo Sie möchten«, sage ich, »ohne Einschränkungen auf Jeremys Anwesen herumzuwandern, auf dem Grundstück umherzustreifen, zu tun, was immer Sie möchten, als seine *Angestellte*«, ich betone das Wort, »und doch ist es mir

aus welchem Grund auch immer untersagt, Ihr Haus zu betreten?«

»Genau«, bestätigt Rose.

»Ist Ihnen klar, dass sich Ihr Haus auf Jeremys Anwesen befindet?«

Ihr Blick verdunkelt sich, als ich Jeremy mit seinem Vornamen anrede. »Ja«, sagt sie. »*Mr. Stonehart* ist es gestattet einzutreten, wann immer er möchte. Natürlich genießt er den Vorteil einer anständigen Erziehung und ist in der Lage, die Privatsphäre eines Menschen zu respektieren —«

»Ha!« Ich gebe ein lautes Lachen von mir. »Erzählen Sie mir nicht so einen Scheiß, Rose. Jeremy respektiert jemandes Privatsphäre? Was ist mit den Kameras? Was ist mit dem Sonnenraum? Was ist —«, ich lehne mich nach vorn und senke meine Stimme, wobei ich sie zur gleichen Zeit vorwurfsvoll klingen lasse, »— mit all dem, was er mir angetan hat?«

Rose täuscht Unwissenheit vor. »Was hat er Ihnen angetan, frage ich mich?«, sagt sie. »Er hat Ihnen alles

gegeben, was ihm gehört. Sie leben auf einem riesigen Anwesen. Ihre Mahlzeiten werden für Sie zubereitet. Sie haben einen grenzenlosen Vorrat an Kleidern. Sie haben keine Verpflichtungen, keine Verantwortung. Sie leben ein Leben voller Bequemlichkeit und Luxus und —«

»Keine Verpflichtungen, außer seine Sexsklavin zu sein«, entgegne ich.

Rose hält inne. Sie wird blass. Für einen Augenblick öffnet und schließt ihr Mund sich wie der eine gaffenden Kugelfisches.

»Das stimmt«, fahre ich fort. »Ich *weiß*, dass Sie davon wissen, Rose. Ich weiß, dass Sie die ganze Zeit über mit ihm unter einer Decke gesteckt haben. Warum sonst hätten Sie auf diese Weise reagiert, als Sie gesehen haben, dass ich kein Halsband mehr trug? Weil Jeremy Ihnen nicht erzählt hat, dass er es mir abnehmen würde. Weil das kein Teil des Plans war, oder? Und weil es sie geängstigt hat«, werfe ich ihr vor.

»Nun, es ist jetzt weg, und ich bin frei. Oh, schauen Sie nicht so überrascht! Ich weiß, dass Ihnen sehr viel

mehr bekannt ist als Sie zugeben. Ich kann einfach nicht glauben, dass ich dumm genug — nativ genug — war, um Sie tatsächlich für meine Freundin zu halten.

Natürlich genießen Sie Jeremys Vertrauen. Ansonsten hätte er mich Ihnen niemals überlassen. Jeder andere wäre zur Polizei gegangen, wenn er mich in dem Zustand vorgefunden hätte, wie Sie es getan haben. Ich habe beschlossen, das zu ignorieren. Vielleicht weil ich verzweifelt war. Obwohl ich es besser wusste, beschloss ich, das zu ignorieren, denn in dem Augenblick brauchte ich eine Freundin.«

Rose sieht betreten aus.

»Ich überzeugte mich selbst davon, dass Sie diese Freundin sein könnten. Ich hatte keine andere Wahl. Ich brauchte eine Atempause von der Grausamkeit und dem Missbrauch, unter dem ich litt.« Ich halte inne und fahre dann fort.

»Aber das ist jetzt vorbei. Das liegt nun alles offen auf dem Tisch. Jeremy und ich haben das hinter uns gelassen, Rose. Sie und ich? Wir haben das nicht.

Also, beginnen Sie am Anfang. Sagen Sie mir, wer Sie wirklich sind. Sagen Sie mir, warum Sie Jeremys bereits seit zwanzig Jahren kennen — für den Fall, dass das nicht eine weitere Lüge war, die Sie mir erzählt haben. Und erklären Sie mir, warum Sie dastehen und zuschauen konnten ohne etwas zu tun, während ich diesem Missbrauch von Jeremy ausgesetzt war.«

Da. Das war eine sehr viel längere Rede als ich geplant hatte. Zumindest liegt jetzt alles offen auf dem Tisch. Ich starre Rose zornig an und fordere sie heraus, irgendetwas von dem, was ich gesagt habe, zu bestreiten.

Sie schaut mich an, und dann — wer hätte das gedacht — beginnt sie zu weinen.

»Ich... ich konnte nicht«, heult sie. »Ich konnte nichts tun, Miss Ryder. Ja, ich wusste, was mit Ihnen geschah. Ja, ich wusste, was Jeremy tat. Ich weiß, wozu er fähig ist. Ich weiß, wie weit er zu gehen bereit ist. Aber ich... ich konnte nichts tun, um ihn aufzuhalten. Das schwöre ich!«

Und damit wirft sie ihren Kopf in ihre Hände und beginnt, laut zu weinen.

Ich zögere überrascht. Sie hat ihn »Jeremy« genannt. Das muss ein Versehen gewesen sein. Was tue ich jetzt mit dieser hysterischen Frau vor mir?

Ihr Weinen wird immer schlimmer. Ich beiße mir auf die Lippen und suche nach einer Lösung. Der instinktive, mütterliche Teil in mir möchte sie trösten. Aber ich weiß, dass sie keinen Trost verdient. Nicht jetzt. Nicht nach alldem, was sie sich hat zu Schulden kommen lassen.

»Rose«, sage ich langsam und ruhig. »Reißen Sie sich zusammen! Sie müssen nicht weinen! Bitte...«, ich schaue mich ein wenig hilflos im Zimmer um, »...bitte sprechen Sie einfach mit mir, okay?«

»Ich konnte ihn nicht aufhalten«, schluchzt sie. »Ich konnte all die schrecklichen Dinge, die er Ihnen angetan hat, nicht aufhalten. Es tut mir leid, Miss Ryder. Es tut mir so leid.«

»Sie müssen sich nicht entschuldigen«, sage ich. »Ich weiß, wie bedeutungslos diese Worte sind. Aber Sie müssen mir alles erklären. Von Anfang an. Wer *sind* Sie, Rose? Wie stehen Sie zu Jeremy?«

Sie hebt ihren Kopf und schaut mich durch rotumrandete Augen an. »Ich bin seine —«, sie schluckt, »— ich bin seine Haushälterin. Das ist alles.«

Meine Lippen formen sich zu einer dünnen Linie. Wahrscheinlich eine Angewohnheit, die ich von Jeremy übernommen habe. »Kommen Sie«, sage ich, »ich bin kein Trottel. Versuchen Sie nicht, diese Lüge aufrechtzuerhalten. Ich weiß, dass Sie mehr sind als das.«

»Miss Ryder, ich schwöre«, sagt sie. »Bei meinem eigenen Leben. Bei Charles Leben! Ich bin Mr. Stoneharts Haushälterin, mehr nicht.«

»Okay«, sage ich und lasse meine Zunge über meine Zähne gleiten. »Lassen Sie uns etwas anderes versuchen. Sie sind jetzt Jeremys Haushälterin. Aber sind Sie das schon immer gewesen? Oder hat Ihre Beziehung zu ihm mit etwas anderem begonnen?«

Sie schaut mich an und scheint für einen Augenblick vor furchtbarer Angst bewegungslos zu sein. Dann senkt sie ihren Blick.

»Das... das kann ich nicht sagen«, murmelt sie.

»Warum nicht?«, beharre ich. »Warum können Sie das nicht sagen, Rose? Was genau wollen Sie mir nicht sagen?«

»Sie irren sich«, entgegnet sie. »Ich *möchte* es Ihnen sagen, Miss Ryder. Wahrlich, das tue ich. Aber ich kann es nicht. Ich habe ein Versprechen abgegeben. Einen Eid. Wenn ich den nun breche, nach all diesen Jahren...«, sie erzittert, »...werden schreckliche Dinge geschehen. Fürchterliche Dinge.«

»Fürchterliche Dinge?«, wiederhole ich. »Wem werden fürchterliche Dinge zustoßen? Ihnen? Durch wen? Jeremy?«

Sie beginnt, ihren Kopf zu schütteln.

»Wer ist es, Rose? Wer hat Sie bedroht? Sagen Sie es mir, wenn es nicht Jeremy ist!«

»Ich kann es nicht sagen«, wiederholt sie wieder und wieder. »Ich kann es nicht sagen. Ich kann es Ihnen nicht erzählen. Ich kann es nicht. Ich kann nicht.«

Ich zögere und versuche, eine Entscheidung zu treffen. Es gibt zwei Richtungen, die ich einschlagen kann. Zwei

Strategien, die ich verfolgen kann.

Ich kann entweder zickig und dickköpfig sein, oder... ich kann gütig sein. Ich glaube von ganzem Herzen, dass die Frau vor mir mehr als alles andere Güte braucht.

Also greife ich über den Tisch und lege eine Hand auf ihren Arm. Sie schaut erst zu mir hoch und dann auf meine Hand, fast so, als hätte sie einen Schock erlitten.

»Rose?«, sage ich sanft. »Ich mache Ihnen keine Vorwürfe. Wenn Jeremy etwas gegen Sie in der Hand hat, das Sie hier hält, verstehe ich das. Er kann ein angsteinflößender Mann sein. Ich weiß das. Er ist sehr mächtig. Sie müssen mir nichts erzählen, was Sie mir nicht erzählen möchten.«

Sie beginnt wieder zu weinen. »Da-danke. Danke, Miss Ryder. Ich verdiene das nicht. Ich verdiene weder Ihr Verständnis noch Ihr... Ihr Mitleid.«

»Aber Sie haben es«, versichere ich ihr. »Aber nur wenn Sie mir eines versprechen. Können Sie das tun, Rose?«

»Ich... ich kann es versuchen.«

»Versprechen Sie mir, dass Sie nie wieder Angst vor mir haben werden. Vielleicht weiß ich nicht, was Sie hier hält. Aber ich hätte Sie sehr viel lieber als eine Freundin als eine Feindin.«

»Ich denke —«, sie reibt sich die Augen und lächelt,
»— ich denke, dass ich das für Sie tun kann.«

Kapitel Neun

Selbst wenn ich keine befriedigende Antwort von Rose bekommen habe, weiß ich jetzt zumindest, wie wir zueinander stehen.

Sie und Jeremy haben eine gemeinsame Vergangenheit. Ich frage mich, ob sie meiner in irgendeiner Weise ähnelt. Zwanzig Jahre sind eine lange Zeit, um jemanden kennenzulernen. Obwohl ich es nicht beweisen kann, vermute ich, dass Rose nicht zwei Jahrzehnte damit verbracht hat, nur eine Haushälterin zu sein.

Und obwohl ihr Zusammenbruch heute mit Sicherheit aufrichtig war, glaube ich nicht, dass sie so zerbrechlich ist, wie sie es mir weismachen will. Trotz allem besitzt sie eine gewisse Intelligenz, die sie versucht, vor mir zu verbergen. Vielleicht ist es ihre Ausdrucksweise oder vielleicht ist es ihr generelles Benehmen, aber ich bin mir sicher, dass sie eine gute Ausbildung genossen hat. Eine

»anständige Erziehung«, wie sie es genannt hat.

Das ist der Grund, warum das Geheimnis ihrer Gegenwart so einschüchternd ist. Sie ist nicht nur eine Haushälterin, nein. Jeremy hat sie zu einer gemacht. Das muss er getan haben.

Wie lange spielt sie diese Rolle schon? Außerdem ist der Altersunterschied zwischen ihr und Jeremy verblüffend.

Der einzige Mensch, von dem ich jemals Antworten bekommen werde, ist momentan allerdings abwesend. Er *arbeitet*, so wie ich es tun sollte. Er hat es nicht mir überlassen, die Entscheidung zu treffen, zu Hause zu bleiben. Er hat mir diese Entscheidung abgenommen.

Aber ich habe hier keinen Stubenarrest wie ein Teenager. Niemand hat gesagt, dass ich auf dem Grundstück bleiben muss. Eigentlich ist heute die perfekte Gelegenheit, das Haus zu verlassen und die Dienste des Chauffeurs in Anspruch zu nehmen, den Jeremy mir angeboten hat.

Ich rufe Simon an. Er sagt mir, dass die Limousine in

nur zwei Minuten vor der Tür warten wird. Ich bin angezogen und bereit zu gehen, als er erscheint.

»Wohin, Miss Ryder?«, fragt er mich.

»Lassen Sie uns in die Stadt fahren«, antworte ich.

»Vielleicht werde ich irgendwo etwas essen. Ich habe das Mittagessen verpasst.«

Er nickt, und wir fahren los. »Haben Sie irgendwelche Vorlieben?«, fragt er.

»Lassen Sie uns einfach herumfahren und sehen, ob ich irgendetwas Interessantes entdecke.«

Einige Minuten später frage ich: »Hey, Simon, haben Sie mich... gestern im Büro gefunden?«

»Oh ja«, sagt er schnell und fast zu beiläufig.

»Definitiv. Mr. Stonehart hatte mich geschickt, um Ihnen eine Nachricht zu überbringen.«

»Warum hat er mich nicht einfach... ich weiß nicht... selbst angerufen?«, frage ich mich laut.

»Das weiß ich auch nicht«, zuckt Simon mit den Schultern. »Er wollte, dass ich Ihnen auch die Fotos gebe. Die enthielten einige schöne Aufnahmen, oder nicht?«

»Sie haben sie sich angeschaut?«, frage ich
überrascht.

»Sicher. Ich weiß zwar nicht, ob ich das tun sollte,
aber der Umschlag war nicht versiegelt, und ich bin schon
immer neugieriger als andere gewesen.«

»Hm«, gebe ich von mir. Das kommt mir merkwürdig
vor. Ich weiß, wie sehr Jeremy seine Privatsphäre schätzt.
Würde er wirklich seinem *Fahrer* gestatten, sich Bilder
von uns anzuschauen?

Wir erreichen den Teil der Innenstadt, der voll von
hübschen kleinen Geschäften und malerischen Boutiquen
ist. Ich bitte Simon, anzuhalten und mich aussteigen zu
lassen. »Ich werde Sie anrufen, wenn ich abgeholt werden
möchte«, sage ich.

Ich schlendere durch die Straßen. Der bedeckte
Himmel hebt nicht unbedingt meine Stimmung, aber die
Luft hat eine Schärfe an sich, die erfrischend ist. Der
Winter in Kalifornien lässt sich mit dem Winter an der
Ostküste einfach nicht vergleichen.

Ich finde ein kleines griechisches Restaurant, das

interessant aussieht. Es ist mit weißen und blauen Farben dekoriert, die mich so sehr an das Mittelmeer erinnern. Ich gehe hinein, lasse mich an einen Tisch führen und setze mich hin.

Nicht einmal zwei Minuten später tritt Jeremy Stonehart durch die Tür.

Ich sehe ihn, bevor er mich sieht. Sein Blick schweift über die Tische, findet mich, und er kommt umgehend mit langen Schritten herüber. Er sieht rasend vor Wut aus.

»Lilly«, sagt er, als er sich nähert. Seine Stimme enthält keine Begrüßung. »Sag mir sofort, was zum Teufel du hier tust!«

Ich werde zornig. »Ich? Ich esse zu Mittag. Ich wäre im Büro, aber *jemand* hat beschlossen, mir diese Entscheidung abzunehmen.« Ich kneife meine Augen zusammen und schaue ihn an. »Verfolgst du mich?«

Er ignoriert die Frage, zieht den zweiten Stuhl unter dem Tisch hervor und setzt sich hin. Alles an ihm — von seiner Haltung bis zu dem fast unmerklichen Zucken an seinem Hals — sagt mir, dass er wütend ist.

»Ich habe dich zu Hause gelassen, damit du dich von deinem Anfall gestern *erholen* kannst. Und ich erwarte, dass du dort bleibst.«

»Nun, das habe ich nicht getan«, entgegne ich. »Für den Fall, dass du es vergessen haben solltest, ich trage nicht länger ein Halsband, das mich an dein Grundstück bindet. Du hast selbst gesagt: Ich kann gehen wohin auch immer ich will.« Trotzig starre ich ihn an. »Oder hast du deine Meinung bereits wieder geändert?«

Er schlägt mit einer Hand auf den Tisch. Ich zucke zusammen. »Provoziere mich nicht!«, knurrt er. »Ich habe bereits genügend Sorgen, um die ich mich kümmern muss. Ich möchte nicht, dass die Sorge um dich auch noch hinzukommt.«

»Dann kümmere dich einfach nicht um mich!«, bemerke ich fest. »Kümmere dich nicht um mich! Kümmere dich um all deine anderen ›Probleme‹!«

»Du«, sagt er mit mühsamer Stimme, »machst es mir verdammt unmöglich, das zu tolerieren, Lilly.«

»Was? Dass du mich nicht länger an der Leine

herumführst?«

»Nein«, sagt er. »Dass du so sehr Raubbau mit deiner Gesundheit treibst.«

»Indem ich dein Grundstück verlasse?«, frage ich.

»Indem du *heute* mein Grundstück verlässt«, knurrt er.

»Hör zu«, er lehnt sich näher an mich heran, »du hast nicht nur eine Beziehung mit mir, Lilly. Du bist außerdem eine Angestellte von Stonehart Industries. Eine Angestellte, die sich in einer sehr gehobenen Position befindet, wenn man ihr Alter bedenkt. Die Angestellten eines Unternehmens sind sein größtes Kapital und sein größtes *Risiko*.« Er betont das letzte Wort und gibt ihm dadurch eine besondere Bedeutung.

»Das ist es also, was du von mir denkst?«, fauche ich.

»Du betrachtetest mich als ein Risiko für dein kostbares Imperium?«

»Das habe ich nicht gesagt. Aber glaubst du nicht, dass es nach deinem hysterischen Anfall gestern besser wäre — für dich, für mich, für das öffentliche Image von Stonehart Industries — wenn du dich für einen oder zwei

Tage zurückziehen und die freie Zeit genießen würdest, die ich dir gegeben habe?«

»Für den Fall, dass du es nicht bemerkt haben solltest, hatte ich wochenlang nichts weiter als Freizeit, Jeremy. Und du hast immer noch nicht meine Frage beantwortet: Woher wusstest du, dass ich hier bin? Eigentlich ist das nicht schwer zu raten. Simon hat es dir erzählt. Die bessere Frage ist: Wie bist du so schnell hierher gelangt?«

»Ich kümmere mich um die Dinge, die mir wichtig sind, Lilly«, faucht er. »*Daher* bin ich so schnell hierhergekommen. Ich bin hier, um dich nach Hause zu bringen.«

Mein Rücken versteift sich. »Nein.«

Jeremys Blick verdunkelt sich. »Was hast du gesagt?«

»Ich habe nein gesagt«, wiederhole ich. »Ich bin eine freie Frau. Ich kann hingehen wo auch immer ich möchte.«

»Das mag ja so sein«, sagt Jeremy. Ich kann sehen, wie er versucht, sich zu beherrschen. »Aber es gibt immer noch gewisse *Erwartungen* an dich, die dadurch entstanden sind, dass du mit mir verbunden bist.«

Er greift in seine Tasche, zieht einen Stapel Fotos hervor und wirft sie quasi über den Tisch.

»Noch mehr Bilder, die du hast aufnehmen lassen?«
Ich seufze fast.

»Nicht ich«, sagt Jeremy. »Schau sie dir an!«

Ich blättere sie durch. Sie beginnen mit mir in der Limousine, wie ich Jeremys Anwesen verlasse. Man kann zwar nicht durch die getönten Scheiben hindurchsehen, aber ich erkenne den Wagen wieder. Die Aufnahmen setzen sich fort, von hinten, von der Seite, von dem Wagen im Verkehr. Und dann sind dort Fotos, wie wir anhalten. Wie ich aussteige. Wie ich genau dieses Restaurant betrete.

»Diese wurden vor wenigen Minuten aufgenommen«, flüstere ich.

»Ja«, bestätigt Jeremy. »Du hast Glück, dass Simon weiß, worauf er achten muss. Ansonsten wären diese morgen in allen Zeitungen zu sehen und schon heute Abend online.«

»Ich werde also verfolgt?«, sage ich und verstehe

nicht sofort. »Belauert?«

»Von Paparazzi, Lilly. Sie sind gnadenlos. Wie Spürhunde. Nun, da du mit mir in Verbindung gebracht wirst, wird alles, was du in der Öffentlichkeit tust, einer genauen Prüfung unterzogen.«

Ich fühle mich krank. Ich fühle mich *betrogen*. Es ist nur wenige Stunden her, dass ich mich daran geweidet habe, dass nicht alles aufgezeichnet wird, was ich tue. Und nun finde ich heraus, dass ich genauso beobachtet werde, wenn ich mich draußen aufhalte — wenn nicht sogar *noch mehr*?

Zumindest wusste ich vorher, dass nur ein Mensch Zugriff auf die Aufnahmen hatte. Jeremy. Und nun fühlt mein gesamtes Leben sich so an, als würde es offen gelegt.

»Was kümmert es die, was ich tue?«, frage ich schwach. »Warum machen die sich Gedanken über mein Leben?«

»Wegen dem, was es ihnen über mich erzählen kann«, sagt Jeremy. Er klingt ungeduldig. »Vielleicht ist das alles schwer zu verstehen, Lilly, aber du bist nun eine

öffentliche Figur. Sowohl aufgrund deiner Position bei Stonehart Industries als auch wegen deiner Verbindung mit mir.« Er seufzt. »Wir können unsere Beziehung im Büro nicht länger verleugnen.«

»Aber wie bist *du* an diese Fotos gekommen? Sie sind so *frisch*...«

»Ich glaube, du weißt, wie überzeugend ich sein kann«, sagt er, »wenn ich mir etwas in den Kopf gesetzt habe. Verstehst du jetzt, warum ich möchte, dass du auf meinem Anwesen bleibst, wo du vor neugierigen Blicken sicher bist?«

Ich nicke langsam und spüre, wie all die Freude über meinen Ausflug langsam aus mir heraustropft wie Wasser aus einem undichten Hahn.

»Verstehst du jetzt, dass mir nur dein Wohlergehen am Herzen liegt? Bist du wenigstens bereit, das zuzugeben, Lilly?«

Und wieder nicke ich.

»Gut.« Er steht auf. »Ich muss zurück ins Büro. Simon wird dich nach Hause bringen. Du hast Glück, dass ich

gerade in der Nähe war, als du hierhergekommen bist, Lilly. Stell dir vor, du hättest einen weiteren Anfall wie gestern hier draußen gehabt, wo jeder dich hätte sehen können.«

Er dreht sich um und geht davon. Das ist alles. Keine Zuneigung. Keine Wärme. Kein Mitgefühl. Keine Verabschiedung.

Nur der kalte, harte Stonehart, der seine Befehle äußert.

Sein letzter Kommentar fühlte sich wie ein Schlag in den Magen an. Hat er die Absicht, diesen Vorfall immer wieder zu erwähnen?

Einen Augenblick später tritt Simon durch die Tür. Ich schirme mein Gesicht ab, als ich hinaus auf die Straße gehe. Wir steigen in die Limousine und fahren nach Hause.

Kapitel Zehn

Gegen Abend habe ich immer noch keine Nachrichten oder Anrufe von Fey erhalten. Ich bin wahrscheinlich ein Narr, irgendetwas anderes zu erwarten.

Aber die Sache ist die... ich habe *gehofft*, von ihr zu hören. Ich weiß, dass sie zweifellos immer noch ärgerlich auf mich ist. Ich dachte nur, dass die Nachricht, die ich für sie hinterlassen habe, vielleicht genügen könnte, sie davon zu überzeugen, mir noch eine weitere Chance zu geben.

Vielleicht ist erst zu wenig Zeit verstrichen. Vielleicht muss ich einfach nur geduldiger sein.

Das kann ich tun, oder nicht? Ich weiß, wie man Geduld aufbringt. Verdammt, in den ersten Wochen in Stoneharts Obhut habe ich sehr viel Schlimmeres ertragen müssen.

Aber damals hatte ich ein Ziel. Ich besaß Entschlossenheit. Ich hatte einen Zweck, ein Ziel im Hinterkopf.

Und nun? Nun fühle ich mich nur verloren. Verloren und allein. Vielleicht habe ich unbegrenzte Freiheit. Aber was fange ich damit an? Ich dachte, ich würde mir meinen Weg in das Innere von Stonehart Industries graben. Aber nachdem, was gestern passiert ist, wer weiß, wo ich nun stehe?

Und Jeremy... Jeremy ist eiskalt geworden. Er ist so teilnahmslos wie er war, als ich ihn noch als Stonehart kannte.

Wahrscheinlich weil ich ihn enttäuscht habe. Er sagte mir, er wollte meinen Verstand haben. Er sagte, den schätzte er an mir. Er nannte mich stark, unabhängig, leidenschaftlich...

Wurde all das durch meinen Zusammenbruch gestern Abend weggefegt? Hat sich all das in Luft aufgelöst wie Wassertropfen auf einer heißen Herdplatte? Wie weit habe ich mich mit ihm zurückentwickelt? Was benötige ich, um das Vertrauen wieder aufzubauen?

Natürlich ist das nicht das Schlimmste. Am schlimmsten sind meine ständigen Zweifel an meinem

eigenen Verstand. Ich brauche eine Bestätigung: etwas oder jemanden, der mir objektiv sagt, dass ich nicht verrückt bin.

Denn wenn ich nicht einmal mehr mir selbst trauen kann, wie wenig bleibt mir dann noch übrig?

Als Jeremy nach Hause kommt habe ich mich entschieden. Es gibt etwas, das ich tun muss. Etwas, das ich schon viel zu lange vor mir herschiebe. Etwas, von dem ich glaube, dass es mir helfen wird, die Dinge aus der richtigen Perspektive zu betrachten.

»Jeremy.« Ich unterbreche ihn, während er isst. Er schaut mich über den Tisch hinüber an. Es ist das erste Wort, das wir an diesem Abend miteinander wechseln.

Ich lege meine Hände fest auf das Eichenholz und setze mich aufrecht hin. »Ich möchte meine Mutter sehen.«

»Hm.« Er betrachtet mich, während er langsam das Stück Fleisch in seinem Mund kaut. Er schluckt es hinunter

und genehmigt sich dann einen Schluck Wein. Er stellt das Glas ab.

»Fein«, sagt er und schneidet sein Steak.

Ich blinzele. Ist das alles? Keine Warnungen, keine Diskussionen, kein... gar nichts?

»Fein?«, frage ich.

»Das habe ich gesagt, oder nicht?« Er hält seinen Blick auf den Teller gerichtet. »Bring mich nicht dazu, mich zu wiederholen! Wenn du um meine Erlaubnis bittest, dann hast du sie. Du darfst gehen. Aber«, ein grausames kleines Lächeln umspielt seine Lippen, »du weißt, dass du sie nicht mehr brauchst.«

»Was ist mit... der Arbeit?«, frage ich vorsichtig.

»Stonehart Industries funktioniert ohne dich recht gut und wird das auch weiterhin tun bis du zurückkehrst. Ein Urlaub erscheint mir die beste Möglichkeit für alle Beteiligten zu sein.«

Mir zieht sich der Magen zusammen. Ich wusste es. Ich *wusste*, was auch immer Jeremy gestern in mir gesehen hat, hat jeglichen Eindruck zerstört, den ich bis dahin

aufgebaut hatte.

Die Frage ist: Bin ich wieder ganz am Anfang
angelangt?

»Weißt du, wo sie ist?«, fragt Jeremy.

Aus meiner selbstmitleidigen Träumerei aufgeschreckt
schaue ich hoch. »Wie bitte?«

»Weißt du, wo sie ist? Weißt du, wo deine Mutter
ist?«, wiederholt Jeremy. »Verdammt, Lilly, pass auf! Das
ist nicht so furchtbar schwer.«

Ich zucke zusammen. »Entschuldige«, murmele ich.

Er kneift die Augen zusammen. »Meine Frage war
eher rein rhetorischer Art. Ich weiß, dass du das nicht tust.
Ich weiß, dass du seit Jahren nicht mit ihr gesprochen hast
und dass du keine Möglichkeit hattest, ihren Aufenthaltsort
zu verfolgen.«

»Lass mich raten«, sage ich trocken. »Du hast das
getan?«

»Würde dich das überraschen?«

»Nein.«

»Braves Mädchen. Vielleicht bist du doch klüger, als

ich gedacht hätte.«

Ich lasse meine Zähne in einem unechten Lächeln aufblitzen.

»Ist das, wofür ich es halte?«, fragt Jeremy. »Kehrt etwas von deinem Mumm zurück? Ich bin geschockt, Lilly. Ich hätte nicht gedacht, dass wir in den nächsten Wochen etwas davon sehen würden.

Deine Mutter befindet sich in Maine«, fährt er fort, bevor ich antworten kann. »Sie arbeitet nachts in einem Imbiss für Lastwagenfahrer. Du musst dir um sie keine Sorgen machen«, eine Seite seiner Lippen verzieht sich zu einem schiefen Lächeln, »sie bekommt gute Trinkgelder.«

Dieser schamhafte, abfällige Kommentar genügt fast, um mein Glas anzuheben und ihn damit zu bewerfen. *Fast.*

»Wenn du möchtest, kannst du heute Abend noch abreisen. Ich werde das für dich arrangieren. Oder morgen früh. Was immer dir lieber ist.« Er breitet seine Arme in einer spöttischen Geste aus. »Siehst du? Du bekommst nichts als Wahlmöglichkeiten von mir.«

In diesem Augenblick ist es mir zuwider, der

Möglichkeit ausgesetzt zu sein, mit diesem Mann Sex zu haben, wenn ich heute Abend hierbleibe. »Wenn das so ist, würde ich gern jetzt abreisen.«

»Erledigt.« Jeremy wirft einen kurzen Blick auf seine Uhr. »Simon wird dich in einer Stunde zum Flughafen bringen. Das sollte Rose genügend Zeit geben, um deinen Koffer zu packen.«

»Ich kann das tun«, sage ich.

»Rose wird das tun«, betont Jeremy. »Hörst du mich? Sie hat eine Aufgabe in diesem Haus. Ich möchte nicht, dass du ihr im Weg stehst.«

Ich seufze und zähle bereits die Minuten, bis ich von diesem Mann wegkomme.

»Du hast drei Tage«. Jeremy hebt drei Finger in die Luft. »Ich erwarte, dass ich dich danach wiederhabe, energiegeladen, bereit zu arbeiten, bereit zu ficken und im allgemeinen mehr wie die Frau, von der ich annehme, dass du sie immer noch sein kannst, anstelle von...«, er zeigt auf die verabscheuungswürdigste, entwürdigendste Art, die man sich vorstellen kann, mit seiner Gabel auf mich,

»...*diesem hier*.«

Kapitel Elf

Später an dem Abend sitze ich im hinteren Teil von Jeremys Flugzeug und fliege quer durchs Land — *allein*. Es ist ein merkwürdiges Gefühl.

Obwohl er nicht bei mir ist, liegen Gedanken über ihn mir schwer auf dem Gemüt.

So sehr ich es auch versuche, ich kann mich geistig nicht von Jeremy Stonehart lösen. Er befindet sich im Zentrum von allem, was ich tue. Selbst wenn ich ihn verlassen würde — selbst wenn ich ihn beim Wort nehmen würde und einfach aus der Tür ginge — würde die Unsicherheit mich vereinnahmen.

Schlimmer noch, mein *Versagen* würde mich vereinnahmen.

Ich habe mir selbst versprochen, Rache zu nehmen. Ich habe es mir geschworen. Wenn schon nicht für mich selbst, dann wenigstens für Paul.

Ich frage mich, ob Rose sich in einer ähnlichen

Position befindet. Ich frage mich, ob sie ebenfalls bei Jeremy geblieben ist, nicht weil sie es muss, sondern weil sie es sich *schuldet*?

Wer kennt schon die wahre Natur ihrer Beziehung?

Aber befinde ich mich überhaupt noch in der Position, mein Versprechen einlösen zu können? Ich denke, das tue ich, selbst wenn ich einen Schritt rückwärtsgegangen bin. Das fügt der Situation noch ein drittes Element der Unsicherheit hinzu.

Die Ironie geht nicht an mir verloren. Ich wurde aus dem Vertrag befreit, und trotzdem bin ich jetzt stärker an Jeremy gebunden als je zuvor.

Und nun bin ich nur seinetwegen dabei, etwas zu tun, von dem ich nie geglaubt hätte, dass ich es tun würde.

Ich bin kurz davor, meine Mutter zu sehen.

Ich fliege nicht nach Maine, um nach Bestätigung zu suchen. Die kann sie mir nicht geben. Ich fliege auf der Suche nach der *Wahrheit* dorthin.

Zusammen mit Feys Informationen muss ich es endlich herausfinden. Ist Paul wirklich mein Vater? Hat er uns

tatsächlich verlassen, oder hat *sie* ihn gezwungen zu gehen?

Wenn sie das getan hat... und das Resultat bestand darin, dass er nach Kalifornien ging, dort Jeremys Mutter kennenlernte, ihr Leben ruinierte (nach Jeremys Auffassung) und mich aufgrund dessen zur Zielscheibe machte... dann ist alles ihre Schuld, wenn ich die Dinge nur weit genug zurückverfolge.

Ich stutze. *Wie kleinlich muss ich klingen?* Ich kann meine Mutter nicht für das verantwortlich machen, was Jeremy getan hat. Aber das ist die Natur meiner Beziehung zu ihr. Wenn die Dinge in der Vergangenheit sich zum Schlechteren gewendet haben, war es immer ihre Schuld gewesen.

Ich merke, dass ich meine Fingernägel fest in meine Armlehne hineinpresse und zwingen meine Finger, sich zu entspannen. Ich bin wegen dieser spontanen Reise nervöser als wegen allem anderen, das in jüngster Vergangenheit geschehen ist. Wie wird meine Mutter reagieren, wenn sie mich sieht? Wie werde *ich* reagieren,

wenn ich sie sehe?

Ich suche auf meinem Handy noch einmal nach einer Nachricht von Fey. Die Stille von ihrer Seite aus bringt mich um. Habe ich unsere Beziehung tatsächlich so sehr zerstört, dass die Entschuldigung, die ich auf ihrem Anrufbeantworter hinterlassen habe, nicht genügt hat, damit sie zumindest mit mir spricht? Ich erwarte weder Mitleid noch Vergebung. Das ist nicht mein Ziel. Aber es wäre zumindest schön zu wissen, dass irgendjemand da draußen noch etwas Zuneigung für mich empfindet.

Irgendjemand anderes als mein Entführer.

Ich schaue aus dem kleinen Fenster hinaus und presse meine Handfläche gegen das Glas. Ich befinde mich allein in der Kabine. Ich habe ausdrücklich darum gebeten, meine Reise ohne Flugbegleiterin zu unternehmen. In diesem Flugzeug befinden sich nur ich und der Pilot, und der ist hinter diesen schweren Metalltüren verborgen.

In diesem Moment fühle ich mich von der Welt so abgeschnitten wie noch nie zuvor. Trotz all meiner Freiheiten. Obwohl ich die Möglichkeit habe, überall

hinzu­ge­hen, wo ich möch­te. Ich habe meine Be­zie­hung zu Fey zer­stört. Ich habe *keine* Be­zie­hung zu meiner Mut­ter. Ich zweifle da­ran, dass Sonja mit mir wür­de spre­chen wol­len. Sie hat die Dinge nur von Fey ge­hört, und ihre Dar­stel­lung wird mich nicht im bes­ten Licht das­te­hen las­sen.

Noch mehr Ironie. Ist dies nicht — oder ein Teil von al­lem — das, was ich schon im­mer woll­te?

Un­ab­hän­gig­keit. Au­tar­kie. Selbst­stän­dig­keit. Mich auf nichts und nieman­den zu ver­las­sen außer auf mich selbst?

Zumin­dest ist es das, von dem ich *dachte*, dass ich es woll­te. Nun be­gin­ne ich, die Dinge an­ders zu se­hen.

Un­ab­hän­gig­keit ist schön und gut. Aber wenn sie auf die Spitze ge­trie­ben wird, wird sie ver­zwei­felt. Leer. Ohne je­de Wär­me in mei­nem Le­ben von je­mand an­de­rem außer Jeremy... Und selbst das ist nach der Art, wie ich ihn ent­täuscht habe, ver­schwun­den... Was ist mir noch ge­blie­ben?

Das Flugzeug landet mit einem Ruck. Ich öffne meine Augen und schaue mich um.

Die frühen Sonnenstrahlen beginnen gerade, sich ihren Weg durch die Wolken zu bahnen. Der Boden wird von einer leichten Schneeschicht bedeckt.

Wir suchen uns unseren Weg zum Terminal, und ich verlasse das Flugzeug. Die Menge an Schnee war irreführend. Hier draußen ist es eiskalt. Ich reibe mir die Arme und wünsche mir einen heißen Kaffee, als ich darauf warte, dass der Pilot meine Taschen in den Kofferraum einer wartenden Limousine trägt.

Aber als wir den Flughafen verlassen, verspüre ich plötzlich den Drang, die Grenzen meiner Freiheit auszutesten.

»Warten Sie! Warten Sie, halt!«

Der Fahrer schaut mich an. »Was, hier?«

»Ja, hier«, fauche ich. »Lassen Sie mich raus!«

»Mr. Stonehart hat gesagt, ich solle Sie —«

»Nun, und ich sage, sie sollen *sofort* anhalten. Mr.

Stonehart ist nicht hier, oder? Ich trage hier die Verantwortung.«

»Sicher.« Er zuckt mit den Schultern und hält auf dem Parkplatz eines Einkaufszentrums. Ich öffne die Tür.

»Meine Taschen?«, fordere ich ihn ungeduldig auf.

Der Fahrer tritt um den Wagen herum und holt sie aus dem Kofferraum. Ich bedeute ihm, sie neben mich zu stellen. Er vergräbt seine Hände in seiner Jackentasche.

»Mr. Stonehart wird nicht mit mir zufrieden sein, wenn er das herausfindet«, bemerkt er.

»Überlassen Sie das mir«, erwidere ich.

»Verrückte Frau«, murmelt der Fahrer, als er zurück in die Limousine steigt und davonfährt.

Einige Minuten später entdecke ich ein Taxi, das über den Parkplatz fährt und winke es heran. Es hält neben dem Bordstein.

Zumindest wird Jeremy auf diese Weise keine Möglichkeit haben, mich zu beobachten, denke ich.

Ich steige ein. Der Fahrer stellt eine Frage, auf die ich keine Antwort habe.

»Wohin?«

Ich ziehe ein Stück Papier hervor, auf dem sich die Adresse des Imbisses befindet. »Kennen Sie diesen Ort?«

Er kneift wegen Jeremys kleiner, enger Handschrift die Augen zu. Dann nickt er. »Ja, sicher. Netter Laden. Serviert das beste Chili im Bundesstaat. Aber dort wird jetzt nicht geöffnet sein.«

»Ich weiß«, sage ich. »Bringen Sie mich einfach zu einem Hotel in der Nähe.«

»In der Nähe?«, fragt er. »Dort gibt es keine Hotels in der Nähe, kleine Lady. Nur Autowerkstätten und gelegentlich mal ein Motel.«

»Das ist in Ordnung«, sage ich. Ich halte inne und füge dann hinzu: »Und eine Autovermietung?«

Der Taxifahrer grinst mich an, als hätte ich ihn gerade in irgendein großes Geheimnis eingeweiht. »Ja«, sagt er. »Sicher.«

Ich lasse meine Taschen in einem heruntergekommenen Motel und kehre dann zu dem Taxi zurück, um mich zu einer Autovermietung bringen zu lassen. Ich bekomme einen Toyota. Es fühlt sich merkwürdig an, hinter dem Steuer eines Wagens zu sitzen. Niemand in Yale hatte ein Auto. Auf einem kleinen Campus gab es dafür keinen Bedarf. Der einzige Grund, warum ich überhaupt meine Führerscheinprüfung abgelegt habe, war der, dass ich während der High School für Fahrstunden gespart habe. Selbstverständlich hatte meine Mutter kein Auto.

Und dann war da all die Zeit, die ich in Jeremys Obhut verbracht habe, abgeschnitten von der Welt. Meine Hände auf dem Steuerrad, mein Fuß auf dem Gaspedal, während sich das Auto auf meinen Befehl hin vorwärtsbewegt... all das fühlt sich merkwürdig und unwirklich an, aber auch ein wenig... ermutigend.

Ich frage mich in meinem Hinterkopf, ob Jeremy mich beobachten lässt. Er ist ganz bestimmt in der Lage, die Menschen anzuheuern, die das tun können. Er könnte mich in diesem Augenblick beschatten, und ich würde es nicht

einmal merken.

Natürlich spielt das nicht wirklich eine Rolle. Ich denke nicht darüber nach wegzulaufen. Ich bin nur hier, um meine Mutter zu sehen und meinen Kopf frei zu bekommen, um dann meine Position in Jeremys Leben wieder einzunehmen. Hoffentlich ohne weitere verrückte Vorkommnisse.

Ich nähere mich dem Motel, parke und gehe in mein Zimmer. Diese Umgebung kommt mir vertraut vor. Sie ist alles, was ich gekannt habe, als ich aufgewachsen bin.

Ich schaue mich in dem kleinen Zimmer um. Dort befindet sich ein Futon mit einem ausziehbaren Bett. Ein winziger Fernseher steht davor. Außerdem gibt es einen dieser typischen Motelwecker, dessen rotes Licht die Zeit anzeigt.

Es ist früher Morgen. Wie Jeremy mir mitgeteilt hat, arbeitet meine Mutter nachts. Das überrascht mich nicht. Für den Augenblick kann ich nichts anderes tun als warten.

Ich überprüfe mein Handy nach einem Zeichen von Fey. Nichts. Ich seufze und stecke es zurück in meine

Tasche.

Dann setze ich mich auf die Kante des Futons und starre auf die Uhr.

Bin ich wirklich bereit, meiner Mutter heute Abend gegenüberzutreten? Ich weiß es nicht. Es sind jetzt etwa fünf oder sechs Jahre her seit unserer letzten Auseinandersetzung. Ich habe immer gesagt, dass sie alles zerstört hat, daher wäre es an ihr, unsere Beziehung wiederherzustellen. Mir sozusagen sprichwörtlich die Hand zu reichen.

Hier bin ich nun und übernehme *schon wieder* die Verantwortung für ihre Fehler. Das ist der Grund, warum wir niemals zusammengepasst haben. Sie hat keinen Verantwortungssinn. Ich habe das.

Und daher war ich immer diejenige, die die Scherben zusammenfegen musste.

Ehrlich gesagt hat es sich manchmal so angefühlt, als hätte ich es mit einem übergroßen Kind anstatt mit einer Erwachsenen zu tun gehabt. Nur einiges an ihrem Verhalten konnte dem Alkohol oder dem gebrochenen

Herzen wegen Paul zugeschrieben werden. *Wenn* das überhaupt so viel zu der Situation beigetragen hat, wie ich vermute. Vielleicht schätze ich das Ganze auch nur falsch ein.

Nein, die Mehrheit der Fehler wurde von *ihr* begangen. Niemand hat sie dazu gezwungen zu trinken. Sie hat es selbst getan. Niemand hat sie gezwungen, ihre einzige Tochter während einiger entscheidender Augenblicke in dem Leben eines jungen Mädchens zu vernachlässigen. Sie hat es selbst getan.

Niemand hat sie gezwungen zu verkünden, dass ich in ihrem Haus nicht länger willkommen sei, da ich die Schule, eine Ausbildung und eine tatsächliche *Zukunft* für mich *anstelle von ihr* gewählt habe. Und anstelle ihrer Trinkerei.

Sie hat es selbst getan.

Mein Gott. Ich stöhne voller Frust. Ich rege mich schon auf, wenn ich nur daran *denke*, sie zu sehen. Wie werde ich reagieren, wenn sie tatsächlich dort ist und persönlich vor mir steht?

Ich weiß, dass ich vollkommen undankbar klinge. Ich bin es nicht. Renee war eine gute Mutter. Zumindest bis zu dem Vorfall im Wald mit Paul. Bis der Alkohol begann, ihr Leben zu kontrollieren.

Ich hoffe — ich wünsche mir — dass sie jetzt trocken ist. Aber ich bin nicht so naiv, ein Wunder zu erwarten. Wenn man darauf baut, dass Menschen sich ändern, werden sie Wege finden, einen zu enttäuschen.

Die Menschen ändern sich nicht. Es sei denn, etwas Außergewöhnliches geschieht in ihrem Leben. Es sei denn —

Warte! Verdammter Mist! Hier sitze ich nun und sage, dass Menschen sich nicht ändern, und trotzdem erwarte ich das... von Stonehart?

Ja, Stonehart. Nicht Jeremy. Als denjenigen habe ich ihn getroffen. Das sollte ich niemals vergessen.

Das habe ich auch nicht wirklich. Ich habe mich nur in der Welle all der anderen Gefühle verloren, die ich für ihn empfinde. Vielleicht wird meine Zeit weg von ihm meinem Verstand ein wenig Klarheit verleihen.

Oder vielleicht spielt es zu diesem Zeitpunkt auch gar keine Rolle. Jeremy ist ein Teil meines Lebens. Er wird für die absehbare Zukunft auch weiterhin ein permanenter Teil bleiben — und noch lange danach.

Es sei denn, etwas geht schief. Es sei denn — und das ängstigt mich — er verwandelt sich wieder zurück in Stonehart.

Oder was sogar noch schlimmer wäre — wenn ich den Verstand verliere.

Der Vorfall mit Hugh nagt immer noch an mir. Ich kann das Gefühl nicht abschütteln, dass er real war. Sehr, sehr real.

Und diese Sicherheit — der Eindruck, dass ich dem vertrauen sollte, woran ich mich erinnere, und das, was ich auf dem Bildschirm gesehen habe, außer Acht lassen sollte... ist der Grund, warum ich mir um meinen eigenen Verstand Sorgen mache.

Ich stehe auf. Das Zimmer fühlt sich plötzlich zu klein und zu eng an. Ich habe jetzt meine Freiheit, oder nicht? Ich sollte sie zu meinem Vorteil nutzen.

Ich nehme die Schlüssel für den Corolla aus dem Aschenbecher, greife nach meiner Handtasche, trete nach draußen... und treffe mit dem Taxifahrer zusammen, der mich hierher gebracht hat.

»Sie!«, rufe ich aus. »Was tun Sie vor meiner Tür?«

Er schaut mich an, wobei Überraschung und Schock sich auf seinem Gesicht ausbreiten. Und dann dreht er sich um und läuft davon.

»Warten Sie!«, rufe ich. Schnell versuche ich, meine Stiefel zuzuschnüren — sie sind nicht zum Laufen gedacht, sondern nur dafür, mich warm zu halten — und verfolge ihn.

Ich sehe, wie er weit vor mir hinter einer Ecke des Gebäudes verschwindet. Ich beuge meinen Kopf nach unten und laufe schneller. Ich versuche, die Überbleibsel des Wildfangs in mir wachzurufen, der ich war, als ich aufwuchs. Als ich um die Ecke biege, ist der Mann verschwunden.

Ich stutze. Er kann sich nicht einfach in Luft aufgelöst haben. Aber dort sind so viele Türen an der Seite des

Gebäudes vor mir. Er hätte jede von ihnen als Fluchtweg nutzen können.

Entschlossen stampfe ich vorwärts. Könnte er vielleicht nur ein Taxifahrer sein oder — was wahrscheinlicher ist — könnte er jemand sein, der von Jeremy angeheuert wurde?

Ich wünschte, der Schnee wäre nicht geräumt worden. Auf diese Weise könnte ich seinen Spuren folgen.

Ich gehe einmal an der Außenseite des Gebäudes vorbei, habe jedoch keinen Erfolg. Ich finde kein Zeichen des Mannes. Und außerdem werde ich nicht einfach die Tür einstoßen, um zu ihm zu gelangen, wenn er sich in einem der Zimmer befindet.

Die Tür. *Mist!* Ich habe meine offen gelassen. Und all meine Sachen befinden sich im Zimmer...

Ich eile zurück und hoffe und bete, dass ich nicht hinters Licht geführt wurde — nur um mich meinem Zimmer zu nähern und zu sehen, dass meine größten Ängste bestätigt werden.

Das Innere meines Motelzimmers wurde leergeräumt.

Meine Koffer, meine Handtasche, meine Sachen, mein Handy — alles weg.

»Verdammte Scheiße!«, schreie ich. Ich bin auf den ältesten Trick der Welt reingefallen. Ich hätte es besser wissen sollen. Ich habe schon früher in Absteigen wie dieser hier übernachtet. Aber meine Instinkte haben sich während meiner Zeit in Yale und mit Jeremy zurückentwickelt.

Dies war ein Job für zwei Männer. Der erste, der Fahrer, sah ein junges Mädchen, das ein Zimmer in einem heruntergekommenen Motel mietet, allein aber offensichtlich wohlhabend ist, und schätzte sie als verletzlich ein. Er hatte wahrscheinlich sogar im Voraus dafür gesorgt, dass für genau diese Gelegenheit ein Zimmer zur Verfügung stand. Und dann, während er als Ablenkung fungierte, durchsuchte sein Freund in dem Moment mein Zimmer, als ich es verließ.

Und ich habe es ihnen viel zu leicht gemacht.

Idiot! Schelte ich mich selbst. Ich greife in meine Manteltasche. Zumindest habe ich noch die Autoschlüssel

Das Quietschen fahrender Reifen auf dem Asphalt bringt mich dazu hochzuschauen. Und dort, um das Ganze noch schlimmer zu machen, sehe ich, wie mein roter gemieteter Corolla vom Parkplatz rast, wobei zwei Gestalten ganz deutlich darinnen zu sehen sind.

»Nein«, sage ich. »Nein, nein, nein, nein...!«

Meine Finger klammern sich um die Autoschlüssel herum. Ganz offensichtlich war das nicht das einzige Paar. Das bedeutet, dass der Typ von der Autovermietung ebenfalls an dem Ganzen beteiligt war. Ich bin gerade vollkommen und absolut hereingelegt worden.

Verzweiflung kommt in mir auf, als ich zusehen muss, wie das Auto in der Ferne verschwindet.

Gut gemacht, Lilly, denke ich. Das erste Mal bist du allein, und dann passiert so etwas.

Ich fühle mich, als könnte ich an Ort und Stelle zusammenbrechen.

Aber ich tue es nicht. Ich habe schon zuvor Missgeschicke erlitten. Dies ist nichts verglichen mit dem,

was ich mit Jeremy ertragen musste. Ich habe einige Dinge verloren. Was soll's? Es ist ja nicht so, dass sie nicht ersetzt werden könnten.

Die größte Angst, die ich habe — die, die mir das unbehagliche Gefühl gibt — besteht darin, was passiert, wenn Jeremy das herausfindet? Wie viel tiefer wird seine bereits geringe Wahrnehmung von mir noch sinken? Er wird mich für vollkommen unfähig halten.

Ich muss alles tun, um diesen Eindruck zu vermeiden. Aber welche Möglichkeiten habe ich? Wen sonst könnte ich anrufen?

Die Polizei? Ha! Als wenn die sich große Mühe geben würden, so einen kleinen Raubüberfall wie diesen zu lösen. Und wenn ich Jeremy jetzt anrufe, wäre das nicht sehr viel besser als auf Händen und Knien zu ihm zurückgekröchen zu kommen.

Ich kann mir nicht gestatten, das zu tun.

Also werfe ich einen Blick in das leere Motelzimmer... hülle meinen Wintermantel eng um mich herum... und mache mich auf den Weg zu dem einzigen

Menschen auf der Welt, von dem ich geschworen habe, ich würde mich nie wieder auf ihn verlassen.

Der Wind nimmt an Stärke zu, als ich an der Seite des langen, leeren Freeways entlangtapfe.

Ich verkrieche mich in meinen Mantel und ziehe die Kapuze über meinen Kopf. Den ganzen Weg über werde ich nicht einmal von einem Dutzend Autos überholt. Ich befinde mich tatsächlich in der Mitte von Nirgendwo.

Vor zwei Stunden habe ich an einem Geschäft gehalten und nach dem Weg zu dem Imbiss gefragt. Mir wurde gesagt, dass ich in die falsche Richtung gegangen war und dass es in der Richtung lag, aus der ich gekommen war.

Ich bin nicht verzweifelt. Ich bin immer noch entschlossen, es allein zu schaffen, also kehre ich um und gehe zurück in die Richtung, aus der ich gekommen bin.

Zu dem Zeitpunkt war der Tag noch hell. Nun wird die Sonne von schweren Wolken verdeckt. Ein Wind, der

durch all die Schichten bläst, die ich trage, lässt mich bis auf die Knochen frieren. Jeden Augenblick erwarte ich, dass wir Schnee oder Schneeregen oder Hagel bekommen.

Nur etwas, um einem bereits schrecklichen Tag noch die Krone aufzusetzen.

Es hilft nicht sehr, dass ich nichts und niemanden außer meinen eigenen Gedanken zur Gesellschaft habe, als ich den langen Weg die verlassene Straße hinuntergehe. Wieder und wieder kehren sie zu allem zurück, das seit diesem Anruf von Fey schiefgegangen ist.

Ich mache ihr keine Vorwürfe. Und ich mache auch Robin keine Vorwürfe, dass er sie darauf aufmerksam gemacht hat. Es erscheint mir allerdings so, dass diese kleine Information eine riesige Lawine voller Mist ins Rollen gebracht hat. Nichts hat sich seitdem richtig angefühlt. Jeremy hat sich während des Wochenendes um mich gekümmert. Aber danach hat er mir die eiskalte Schulter gezeigt. Dann war da der schreckliche Montag bei der Arbeit. Der unerwartete freie Tag am Dienstag, der mich schließlich hierher geführt hat. Und nun? Nun was?

Ich bin ausgeraubt worden, wurde Opfer von etwas, das ich gut genug hätte kennen sollen, um es zu vermeiden, und mein verdammt hartnäckiger Stolz, oder wie auch immer man es nennen will, hält mich davon ab, den einen Menschen anzurufen, der tatsächlich die Mittel hätte, mir zu helfen.

Ich habe keinen Zweifel, dass Jeremy in die Luft gehen würde, wenn er wüsste, was mir zugestoßen ist. Oder vielleicht würde diese Reaktion erst eintreten, nachdem er herausgefunden hat, wie ich mit dem Vorfall umgehe: mit einer vollkommenen Weigerung, mein Hilfebedürfnis anzuerkennen.

Hier bin ich nun, wandere durch schmutzigen, matschigen Schlamm und warte darauf, dass endlich eine Wendung zum Besseren eintritt.

Hoffentlich geschieht das bald.

Ich höre, wie sich ein Auto nähert. Als ich mich umdrehe, sehe ich Scheinwerfer. Ich zwinge mich an den Rand der Straße auf den Seitenstreifen, da ich weder in dem Gewirr der Büsche ausrutschen will, die weiter weg

von mir stehen, noch angefahren werden möchte. In dieser Finsternis bin ich mit meinem dunklen Mantel so gut wie unsichtbar.

Ich warte darauf, dass der Wagen mich überholt. Er scheint, sich außergewöhnlich viel Zeit zu lassen, bei mir anzukommen. Mir stockt der Atem. Mein Herz beginnt, schneller zu schlagen. Ich frage mich: *Könnte das Jeremy sein?*

Diese dumme Hoffnung wird vollkommen zerstört, als der Wagen an mir vorbeifährt und mich mit einer Mischung aus Schmutz und Schnee überschüttet. Ich bilde mir ein, ein Lachen zu hören, als es davonrast.

Ich verfluche meine eigene Dummheit. Natürlich war das nicht Jeremy. Er ist doch nicht Supermann, verdammt noch mal. Er kann nicht einfach in null Komma nichts am anderen Ende des Landes auftauchen.

Also gehe ich weiter, kalt, nass, allein und unglücklich, und frage mich, wie es nur möglich sein konnte, dass ich in nur wenigen Tagen so tief gesunken bin.

Als ich die einsame Tankstelle betrete, bin ich den Elementen genügend ausgesetzt worden, um nachgeben und Jeremy anrufen zu wollen... fast.

Aber als der Angestellte mir sagt, dass der Imbiss, den ich suche, sich weniger als einen halben Kilometer entfernt befindet, kehrt meine Entschlossenheit zurück. Ich könnte es mir nicht verzeihen, so weit zu kommen, nur um jetzt aufzugeben.

Ich gehe zurück hinaus in den Schneeregen. Ein halber Kilometer ist nichts verglichen mit der Entfernung, die ich bereits zurückgelegt habe. Und außerdem hätte ich noch vor wenigen Monaten nicht fast alles dafür gegeben, gehen zu können wohin auch immer ich möchte? Als ich im Sonnenraum gefangen gehalten wurde, hätte ich niemals Einspruch gegen ein bisschen Unbehagen durch das Wetter eingelegt. Und nun kann ich einfach gehen, wohin auch immer ich möchte, solange ich will. Verdammt, wenn ich nach Norden ginge, könnte ich irgendwann sogar Kanada

erreichen.

Niemand kann mir das wegnehmen.

Also, ein halber Kilometer? Ein halber Kilometer ist gar nichts.

Zumindest ist das das Mantra, das ich immer wieder in meinem Kopf wiederhole, während mein nasser Mantel an meinem Körper klebt und meine Finger so kalt sind, dass sie sich anfühlen, als würden sie gleich abfallen. Ich stecke meine Hände tief in meine Taschen. Aber der heftige Regenschauer lässt das Wasser an meinen Ärmeln hinunterlaufen, sodass es sich in meinen Taschen sammelt. Ich zittere.

Als ich den Parkplatz vor dem Imbiss betrete, sehe ich, dass er ziemlich verlassen ist. Es steht nur ein einziges Auto dort. Es ist einer dieser uralten Pritschenwagen, die wahrscheinlich viermal mehr wiegen als jedes andere moderne Auto. Während eines Unfalls würde dieser Wagen alles andere zu Brei verarbeiten... solange er überzeugt werden könnte zu starten.

Ich gehe ein wenig schneller. So schnell wie meine

gefrorenen Glieder es mir gestatten. Meine Stiefel rutschen und gleiten über die Mischung von Eis und Dreck.

Ich erreiche die Vordertür. Atme tief durch. Und trete ein.

Eine Glocke klingelt, um meine Ankunft anzukündigen. Niemand befindet sich hinter dem Tresen. Nach einer Sekunde höre ich eine heisere weibliche Stimme aus dem hinteren Teil des Imbiss. »Ich bin gleich bei Ihnen!«

Ich gehe zum Tresen, wobei meine Stiefel quietschende Geräusche auf dem Linoleum machen. Erwartung baut sich wie eine gespannte Feder in mir auf.

Ich erreiche den Tresen. Eine Frau erscheint. Ich schiebe meine Kapuze zurück und zeige ihr mein Gesicht.

»Hi, Mom«, sage ich.

Kapitel Zwölf

Das Klirren von Glas auf dem Boden zerschmettert die Stille.

»Mist!«, flucht meine Mutter. Sie beugt sich hinunter und beginnt, die Scherben aufzuheben. Sie vermeidet es dabei, mir in die Augen zu schauen.

Ich warte. Dann kommt ein Teil meines Unmuts in mir hoch. »Nun?«, frage ich. »Willst du deine eigene Tochter nicht begrüßen?«

»Soweit es mich betrifft«, sagt sie wie zu sich selbst, während sie sich darauf konzentriert, die zerbrochenen Überbleibsel zusammenzusammeln, »habe ich keine Tochter.« Ihr Blick hebt sich und trifft auf meinen. »Oder ist es nicht das, was mir von meinem eigenen Kind gesagt wurde, als wir das letzte Mal miteinander gesprochen haben?«

Sie richtet ihre Aufmerksamkeit wieder nach unten. Nachdem sie alle Scherben in einem ordentlichen Haufen

zusammengesammelt hat, dreht sie mir den Rücken zu und geht weg, um einen Besen zu holen.

Ich frage mich irgendwo im Hinterkopf, ob Renee überhaupt dazu in der Lage ist, Leidenschaft zu empfinden. Unsere Beziehung war schlecht, und sie wurde auf eine der schlimmstmöglichen Arten beendet, aber sollte die einfache Existenz von menschlichem Anstand nicht genügen, sie dazu zu zwingen, mir zumindest ein heißes Getränk anzubieten oder vielleicht danach zu fragen, warum ich mich hier blicken lasse, in der Mitte von nirgendwo in dem Zustand, in dem ich mich befinde?

»Wenn du von mir erwartest, dass ich mich entschuldige«, rufe ich ihr nach, »das wird nicht geschehen!«

»Erwarte?« Sie schnauft und beginnt, die Glasscherben aufzufegen. »Ich erwarte überhaupt nichts. Warum sollte ich etwas erwarten? Fünf Jahre, seitdem wir das letzte Mal miteinander gesprochen haben, seitdem ich dein Gesicht gesehen habe, und nun tauchst du hier auf, siehst *so* aus, und du willst, dass ich was tue? Mir Sorgen

machen? Willst du, dass ich dich frage, wie es dir geht, wo du gewesen bist, was zum Teufel mit dir geschehen ist?«

Ich kann hören, wie ihre Stimme beginnt zu zittern. »Das wird nicht passieren, Liebes. Tut mir leid. Keine Chance. Niemals. Vielleicht hast du ein oder zwei Dinge von mir gelernt, wenn du klug bist. Erwarten? Erwarte nichts, und du wirst niemals enttäuscht werden. Erwartungen sind ein Fluch. Sie sind wie der Wind. Heute hier, morgen dort.«

Sie schaut in dem Augenblick zu mir hoch, nur für eine Sekunde.

Dieses kurze Aufblitzen genügt mir, um zu erkennen, dass sie Theater spielt. Renee hat ihre Emotionen schon immer offen mit sich herumgetragen. Sie sind das, was sie für den Typ Mann, den sie anzieht, so verletzlich gemacht hat.

Ich sehe in diesem kurzen Augenblick, dass die Fassade der Stärke, von der sie mich überzeugen will, nur eine Maske für die Emotionen ist, die sie verzweifelt zu

verbergen versucht.

Sie schaut wieder zurück nach unten und fährt damit fort zu fegen, während sie die Borsten ihres Besens wieder und wieder über die gleiche saubere Stelle gleiten lässt.

»Nein«, fährt sie fort. »Nein, ich mache mir keine Sorgen mehr. Zieh ein Kind achtzehn Jahre lang auf. Gib ihr Liebe, Essen, eine Unterkunft. Gib ihr Zuneigung. Gib ihr einen warmen Ort, an dem sie nachts schlafen kann. Beschütze sie vor all dem Schlimmen in der Welt. Und dann was? Eines Tages erhebt sich das Kind und geht. Puff! Weg! Einfach so! Sie verschwindet ohne eine Spur.«

Die Bewegungen ihres Besens werden schärfer. Rauer. Sie verwandeln sich von Schwüngen in zornige Stöße.

»Was soll eine Mutter tun? Soll sie ihr hinterherlaufen? Nein. Nein, nicht nach dem, was gesagt wurde. Soll sie die Polizei rufen? Nein, denn Polizisten sind die schlimmsten Mistkerle der Welt, und warum würden die sich um ihre Probleme scheren? Soll sie

einfach *vergessen* und so tun, als wäre das Kind, das sie neun Monate lang getragen hat, einfach nie geboren worden?«

Sie hält inne und lenkt ihre Aufmerksamkeit vom Boden weg. Ihre Augen bohren sich in mich hinein.

»Nein. Das kann sie niemals tun. Keine Mutter kann das.«

Ich spüre die Qualen und den Schmerz hinter ihren Worten. Und von dort aus versucht eine Welle der Schuldgefühle, in mir aufzusteigen. Ich kämpfe dagegen an, um sie zu unterdrücken, kann es aber nicht. Nicht mit dem Wissen, das ich jetzt habe: über sie, über Paul. Nicht wenn ich die Strapazen der letzten fünf Jahre sehe, die deutlich auf ihrem Gesicht zu erkennen sind.

Sie sieht... müde aus. Erschöpft. In die Länge gezogen. Wie Tolkien einmal sagte: Wie zu wenig Butter auf zu viel Toast. Das Make-up, das sie trägt, um vorzeigbar zu erscheinen und den wahren Zustand ihrer Haut zu verbergen, ist zweimal so dick aufgetragen, wie ich es in Erinnerung habe.

Also beginnt ein Teil von mir — ein kleiner, zögernder, zurückhaltender Teil — Mitleid für sie zu empfinden. Ich merke, wie ich das Versprechen breche, das ich mir gegeben habe, niemals wieder etwas Ähnliches wie dieses Gefühl für Renee zu empfinden.

Sie dreht mir den Rücken zu und spricht weiter. »Du wanderst also hier hinein, siehst aus wie ein streunender Hund, und du willst, dass ich mir Sorgen um dich mache? Das habe ich hinter mir. Ich habe mir in der ersten Woche Sorgen gemacht, als du weg warst. Im ersten Monat. Im ersten Jahr.

Weißt du, wie es sich anfühlt, verlassen zu werden? Nein.« Sie gibt ein Lachen von sich. »Natürlich tust du das nicht. *Du* bist noch niemals verlassen worden. Ich war immer für dich da, trotz allem, was du geglaubt hast. Ich habe mich immer gekümmert. *Immer*. Und wie zahlst du mir das zurück? Indem du all diese abscheulichen Dinge sagst und dann spurlos verschwindest!« Sie starrt mich einen Moment lang an. Dann zuckt sie mit den Schultern.

»Also habe ich damit aufgehört, mir Sorgen zu

machen. Soweit es mich betrifft bist du niemand anderes als eine Fremde. Eine Fremde, die zufälligerweise in einer ungemütlichen Nacht hier im Imbiss vorbeigeschaut hat. Na und? Davon gibt es hier Tausende. Rumtreiber. Anhalter. Wegelagerer. Was auch immer, ich habe sie alle gesehen. Und ich habe mich mit ihnen abgegeben. Vergiss das ja nicht. Also sag mir, was du willst, und ich Sorge dafür, dass es in der Küche zubereitet wird. Ansonsten erwarte ich, dass du dich bald wieder aufmachst, wenn du hier nichts weiter zu erledigen hast. Wir mögen hier keine Trödler, egal, was du vielleicht gehört haben magst. Egal, was...«

Sie schwafelt. Das merke ich. Also unterbreche ich sie mit einem leisen und einfachen: »Mom?«

Sie sieht mich über ihre Schulter hinweg an. »Was?«

»Ich liebe dich.«

Stocksteif hält sie inne. Langsam dreht sie sich um, um mich anzuschauen. Sie blinzelt ungläubig.

»Was hast du gesagt?«, flüstert sie.

»Ich liebe dich, Mom«, wiederhole ich. Ich stelle

mich aufrecht hin. »Ich hatte nie die Gelegenheit, dir das zu sagen, bevor ich gegangen bin. Ich möchte diesen Fehler nicht zweimal machen.«

Ich schaue auf den Boden. »Das ist alles. Das ist der Grund, warum ich gekommen bin.« Ich gehe zurück in Richtung Tür, um in den dunklen, schweren Schneeregen zurückzukehren.

Wo soll ich als nächstes hin? Ich weiß es nicht. Vielleicht ist es an der Zeit, meinen Stolz hinunterzuschlucken und Jeremy anzurufen. Ich könnte den Weg zurückgehen, den ich gekommen bin. Ich bin auf dem Weg an einem anderen Motel an dieser Straße vorbeigekommen, und wenn ich mich dort heute Abend einbuche, könnte ich ihn vielleicht dazu bringen, mir bis zum Morgen etwas Geld zu schicken...

Ich befinde mich einen halben Meter von der Tür entfernt, als ich ein Schluchzen höre. »Warte, Lilly!«

Ich drehe mich um. Meine Mutter läuft auf mich zu. Sie stößt mit mir zusammen und schlingt ihre Arme um meinen Hals. Sie hält mich fest, fester als ich je zuvor

gehalten worden bin. Ihr Körper zittert. Selbst durch die Schichten der nassen Kleider hindurch, die ich trage, kann ich ihre Zerbrechlichkeit spüren.

Sie beginnt zu weinen. Ich fühle, wie in mir ebenfalls Emotionen aufschäumen. Gefühle, die mit Wärme und Leidenschaft vermischt sind, und doch mit diesen permanenten Klammern von Groll und Distanz behaftet sind. Ich weigere mich zu weinen. Ich werde es nicht tun.

Aber dann zieht sie sich zurück, nimmt mein Gesicht in ihre Hände und streichelt meine Wangen auf die Weise, wie sie es getan hat, als ich noch ein Kind war. Meine Mauern brechen zusammen. Ich beginne, ebenfalls zu weinen.

»Pst, pst. Es ist in Ordnung. Es ist alles in Ordnung«, gurrte sie. »Ich kann... ich kann nur einfach nicht glauben, dass du es wirklich bist. Du bist hier, Lilly. Du bist kein Traum. Du bist zurückgekehrt!«

»Das bin ich«, sage ich. Ich reibe mir die Augen. »Ich bin gekommen, um dich zu finden. Um meinen Fehler wieder gutzumachen.«

»Tu das nicht!«, warnt sie. »Wage es ja nicht, dir selbst die Schuld zu geben, Lilly Ryder!« Sie versucht, mich zu schelten, aber durch die Tränen und den wachsenden Glanz auf ihrem Gesicht hindurch entweicht es ihr ohne Überzeugung. »Du bist hier, und ich... ich kann es einfach nicht glauben.«

Ich blinzele und versuche, noch weitere Seufzer zu unterdrücken. Ich schaue meine Mutter an. »Ich habe deine Uniform ganz nass gemacht«, sage ich.

Sie schaut hinunter auf die Vorderseite ihrer Bluse. Sie scheint von dem, was sie sieht, fast überrascht zu sein. Sie würgt ein Lachen hervor.

»Mach dir darüber keine Sorgen«, erklärt sie mir. »Komm schon, komm schon, wir müssen dich aus diesen klitschnassen Kleidern herausholen. Ich habe hinten etwas, das dir passen sollte.« Sie nimmt meine Hand in ihre. »Du bist ja eiskalt. Wie ein Gletscher! Mach schnell, ich werde dir eine heiße Schokolade holen und vielleicht etwas Suppe. Magst du immer noch Muschelsuppe? Als kleines Mädchen war das dein Lieblingsgericht.«

»Ja«, sage ich. »Ja, ich denke schon.«

Eine halbe Stunde später hocke ich auf einem Stuhl, habe eine Wolldecke über meinem Rücken und löftele meine dritte Schale heiße Muschelsuppe.

Meine Mutter musste sich um eine Gruppe von Lastwagenfahrern kümmern, die eingetroffen war, kurz nachdem ich mich umgezogen hatte. Daher hatten wir noch nicht die Gelegenheit, uns zu unterhalten. Auf gewisse Weise bin ich froh darüber. Das gibt uns beiden die Möglichkeit, unsere Emotionen zu besänftigen. Und ebenso gibt es mir die Möglichkeit, mich aufzuwärmen und mich wieder wie ein Mensch zu fühlen.

Ich beobachte sie dabei, wie sie arbeitet. Es gibt noch einen Koch in der Küche, der die Gerichte zubereitet, aber ansonsten ist sie allein. Sie leitet den Imbiss mit einer strengen Effizienz, die ich niemals von ihr erwartet hätte. Sie steht in vollkommenem Gegensatz zu der Unordnung

und dem Chaos, das früher unser Zuhause erfüllt hat.

In den kurzen Augenblicken, die zur Verfügung stehen, bevor sie sich wieder um andere Gäste kümmern muss, machen wir Smalltalk. Ich denke, dass wir beide einfach darauf warten, dass ihre Schicht vorbei ist. Dann können wir uns wirklich unterhalten. Unterhalten und, was noch viel wichtiger ist, uns vielleicht versöhnen. Oder es zumindest versuchen.

Obwohl der Beginn unserer Annäherung gut war, fühle ich immer noch, dass sich ein riesiger Abgrund zwischen uns auftut. Ich muss die Wahrheit wissen. Über Paul. Über ihr Verhalten. Ob mein Vater wirklich der ist, für den ich ihn halte, und ob er derjenige ist, von dem Jeremy behauptet, dass er es ist.

Ich möchte außerdem wissen, wie es ihr ergangen ist. Sie sieht so aus, als käme sie gut zurecht... aber aus irgendeinem Grund fällt es mir schwer, mit Sicherheit zu sagen, ob das tatsächlich der Fall ist oder nicht. Sobald die anderen Gäste erschienen sind, wurde sie zielstrebig und geschäftsmäßig. Das passt nicht zu der Frau, die ich

vorhin hier angetroffen habe... die Frau mit zu viel Make-up in ihrem Gesicht.

Während ich sie nun beobachte, wird mir klar, dass ich seit unserem Streit in meinem Geist ungebührlich streng mit ihr gewesen bin. Mein Eindruck von ihr wurde von der Art beeinflusst, wie wir damals auseinandergegangen sind. Wann auch immer ich an sie gedacht habe, habe ich mich nur an das Schlechte erinnert. Niemals an das Gute.

Und trotzdem, sie hier persönlich zu sehen, sie aus dem Blickwinkel zu betrachten, den ich während meiner Zeit mit Jeremy gewonnen habe, wirft ein neues Licht auf die Dinge. Ich erinnere mich daran, dass Renee schon immer ein großes Herz gehabt hat. Ein gutes Herz. Es gab einfach nur eine große Lücke zwischen ihrem Herz und ihrem Verstand.

Vielleicht kann ich die Dinge aus einer anderen Perspektive betrachten, weil ich älter werde. Ihr wurde von den Menschen, die sie nahe an sich herangelassen hat, wieder und wieder wehgetan. Aber das war ihre Natur:

Ihr Herz würde es ihr nicht gestatten, sich irgendjemandem gegenüber abgesondert oder distanziert zu verhalten.

Und es ist auch nicht so, als wäre sie ein kompletter Dummkopf. Immerhin habe ich meine Gene von irgendwoher bekommen. Ein Teil des Intellekts, der mich nach Yale geführt hat, kam von ihr.

Wenn ich darüber nachdenke, glaube ich, dass Renee mehr als alles andere ein Produkt ihrer Umgebung ist. Vielleicht sogar eher ein *Opfer*. Wenn sie eine bessere Erziehung genossen oder in ihrer Jugend bessere Entscheidungen getroffen hätte, hätte sie vielleicht aufblühen können.

Eine weitere Welle von Schuldgefühlen steigt in mir auf. Sie muss gesehen haben, wie sehr ich in der High School versucht habe, nicht wie sie zu sein. Sie ist kein Schwachkopf. Und wie schmerzhaft muss es gewesen sein zu beobachten, wie die Tochter, die man aufzieht, einen so abfällig betrachtet?

Als Teenager glaubt man immer, man wisse alles. Das tut man nicht. Man weiß nicht einmal ein Zehntel von dem,

was man zu wissen glaubt, und ein Zehntel von dem, was man glaubt zu wissen, ist nicht einmal ein Zehntel dessen, was man jemals in seinem Leben wissen wird. Ich dachte, ich hätte meine Verachtung gut verborgen. Aber ich muss so unglaublich durchschaubar gewesen sein. Renee kannte die Wahrheit über ihr Leben und ihre Situation und wie sie und ich an dem Ort angekommen waren, an dem wir uns befanden. Ich tat das nicht. Mein Wissen über unser Leben war lückenhaft. Die Gute ließ es zu, dass ich sie in meiner Unwissenheit hasste. Nur weil ich es nicht besser wusste.

Nur weil sie mich genug liebte, um mich vor der Wahrheit zu beschützen.

Dank Jeremy wurden mir die Augen geöffnet. Ich weiß von Paul. Dank Fey weiß ich, was er getan hat, nachdem ich geboren wurde... und welche Art von Mann er wirklich war. Wenn er jemandem nachstellte, der sich in einer so verletzlichen Position befand wie Jeremys Mutter...

Aber nein. Ich stutze. Ich kann jetzt nicht solche

Gedanken hegen. Nicht wenn ich in diesem Augenblick meine eigene Mutter vor mir habe.

»Es wird noch etwa eine Stunde dauern, bevor es sich hier beruhigt«, erklärt sie mir, als sie anhält, um sich ein Glas Wasser einzugießen. Sie wischt sich den Schweiß von der Stirn. »Und dann kannst du mir alles erzählen, was du erlebt hast, seitdem du aus meinem Leben verschwunden ist.« Sie nimmt einen Schluck von ihrem Wasser.

Mir wird nach einem überraschten Augenblick klar, dass sie Wasser trinkt. *Wasser!* Ich habe nie gesehen, dass meine Mutter Leitungswasser zu sich nimmt, seitdem sie angefangen hat, Alkohol zu trinken...

»Bist du...«, ich schaue auf das Glas und dann vorsichtig auf ihr Gesicht, »bist du... du bist nicht trocken, oder?«

»Drei Jahre und ein bisschen«, sagt sie leise. »In gewisser Weise dank dir. Zuerst war es schlimm, direkt nachdem du weg warst. Aber als ich schließlich begriffen hatte, dass du nicht zurückkehren würdest... nun, das

brachte mich dazu, die Prioritäten in meinem Leben zu überdenken.«

»Wow«, sage ich wahrlich geschockt. »Das ist unglaublich! Ich bin so stolz auf dich, Mom!«

»Ach«, sagt sie abwinkend. »Es war lange überfällig. Vielleicht brauchte ich nur einen Weckruf. Nun, den hast du mir gegeben.« Sie schaut sich im Raum um, bevor ihr Blick voller verschmitzter Aufregung wieder auf mich zurückfällt. »Aber ich sollte *dir* gratulieren, und nicht andersherum.«

»Mir?« Ich blinzele. »Wofür?«

»Ach, spiel nicht die Schüchterne. Zuerst habe ich es nicht geglaubt. Ich habe nicht geglaubt, dass du es tatsächlich warst, aber dann — oh!« Sie stutzt, als sie bemerkt, dass jemand sie herbeiruft. »Ich bin gleich wieder da.«

Ich beobachte sie, als sie geht. Mein Verstand läuft auf Hochtouren. Was könnte sie meinen? Bestimmt nicht Jeremy...

Dann schmalze ich mit der Zunge und verkrampfe

voller Ärger meinen Kiefer. Natürlich geht es um Jeremy. Was sonst könnte es sein?

Nach einem Augenblick eilt sie zu mir zurück.

»Mom«, sage ich gleichmütig, »wenn es etwas gibt, von dem du glaubst, dass du es über mein Leben weißt, erzählst du es mir besser jetzt!«

Sie sieht plötzlich beschämt aus dafür, dass sie ihre Aufregung gezeigt hat. »Es tut mir leid«, sagt sie. »Ich glaube nicht, dass du... nun, du würdest nicht hier auftauchen und so aussehen, wenn du immer noch —«

»Mom«, unterbreche ich sie. »Hat das irgendetwas mit einem bestimmten Jeremy Stonehart zu tun?«

Ihre Augen weiten sich, und sie wirft ihre Hände über ihren Mund, um ein Keuchen zu unterdrücken. »Es stimmt also?«, sagt sie. »Ich meine, ich habe all die Magazine gelesen, all die Geschichten gesehen, aber ich konnte nicht glauben...«, sie verliert sich und wirft sich mit einer Umarmung an mich. »Lilly, ich freue mich so für dich!«

Tu das lieber nicht, grummle ich fast. Das tätest du nicht, wenn du die Wahrheit kennen würdest.

Das ist ein typischer Charakterzug, um den ich meine Mutter nie beneidet habe: Sie hat sich immer über den Mann definiert, mit dem sie gerade zusammen war. Obwohl sie diesen Gedanken niemals ausgesprochen hat, hat sie definitiv danach gehandelt. In ihrem Geist war das Zeichen einer erfolgreichen Frau der Erfolg ihres Mannes.

Wenn sie also von Jeremy und mir weiß, wird sie es niemals zulassen, dass ich das herunterspiele.

Mir kommt ein Gedanke. »Warte!«, sage ich und berühre ihren Arm, gerade bevor sie mich loslässt. »Wann hast du diese Geschichten gesehen?«

»Gerade in dieser Woche«, sagt sie mir. Sie lacht. »Zumindest haben sie mir gezeigt, dass du noch am Leben bist. Ich hätte niemals geglaubt, dass du persönlich hier auftauchen würdest.«

»Mom«, warne ich, »was auch immer du gelesen hast, lass es dir nicht zu Kopf steigen. Wie ich schon gesagt habe, es gibt *viel*, worüber wir uns unterhalten müssen.«

»Oh.« Sie macht ein langes Gesicht. »Lilly, Liebes, es tut mir leid. Bedeutet das, dass du und...«, sie schaut sich

um und flüstert dann das Wort, »...Mr. Stonehart... nicht länger zusammen seid?«

»Oh nein«, sage ich. »Wir sind ganz bestimmt noch zusammen.« *Und enger aneinandergebunden als du jemals glauben würdest.* »Stelle nur einfach keine Vermutungen an, bevor du die Dinge von mir hörst. Okay?«

»Ja«, sagt sie. »Ja, das ist fair.« Sie schaut über ihre Schulter. »Ich muss gehen. Aber ich werde bald zurück sein. Nach meiner Schicht gehen wir zu mir, okay? Und ich werde dir einige anständige Kleider besorgen.«

»Danke«, sage ich. »Das klingt nett.«

Sie lächelt mich an und kehrt wieder zu ihrer Arbeit zurück.

Kapitel Dreizehn

Noch einmal stelle ich mich dem Regen, als wir zur Bushaltestelle laufen. Ich hätte fast erwartet, dass der Pritschenwagen draußen meiner Mutter gehört. Ich hätte es besser wissen sollen. Sie fährt nicht.

Die Fahrt dauert nicht lange. Der Bus bringt uns direkt an den Eingang eines Wohnwagenparks. Wir steigen aus. Ich folge ihr durch den unbeleuchteten Hof. In einem der Wohnwagen beginnt ein Hund, uns anzubellen. Jemand flucht. Ich höre einen dumpfen Aufschlag und ein qualvolles Wimmern. Dann Stille.

Ich zucke zusammen.

»Wir sind da«, kündigt meine Mutter an und hält vor einem Wohnwagen, der von all den anderen nicht zu unterscheiden ist. »Trautes Heim, Glück allein.«

Sie schließt die Tür auf, stellt das Licht an und tritt ein.

Ich folge ihr, schließe die Tür hinter mir und bin froh,

dem Wetter entkommen zu sein. Aber drinnen ist es immer noch eiskalt.

»Oh, verdammt noch mal!«, ruft Renee aus. »Diese dumme Heizung geht immer wieder aus. Ich habe schon so oft darum gebeten, dass sie repariert wird. Aber es heißt immer ›morgen, morgen, morgen‹.« Sie zieht den Stecker heraus und führt ihn dann wieder in die Steckdose ein. Einen Augenblick später beginnt der Ventilator, sich zu drehen.

»Lilly, Liebes, komm her! Wärm deine Hände auf!« Sie fasst mich bei den Schultern und stellt mich direkt in den warmen Luftzug. »Und nun bleib einfach dort stehen und wärm dich auf, okay? Ich werde mich umziehen. Ich werde dir etwas Warmes zum Anziehen mitbringen. In Ordnung?«

»Sicher, Mom. Danke.«

Sie verlässt mich mit einem Lächeln und geht ins andere Zimmer.

Ich bekomme zum ersten Mal die Gelegenheit, mich umzuschauen. Dieser Ort ist anständiger als ich es

erwartet hätte, aber nicht sehr. Vielleicht liegt das daran, dass sich hier so wenige *Dinge* befinden.

Meine Mutter hat einen ausziehbaren Futon gegen eine der Wände gestellt. Ein wackliger Couchtisch davor ist mit Magazinen übersät.

»Ich frage mich...« Ich schaue in die Richtung, in die meine Mutter gegangen ist, kann sie aber nicht entdecken. Ich gehe hinüber zum Tisch. Ich blättere durch die Magazine und suche, suche, suche. Dann sehe ich es.

Wir befinden uns zwar nicht in der Mitte des Titelblattes, werden aber in einem Kasten an der Seite erwähnt.

»Industrie-Tycoon mit geheimnisvoller Frau gesichtet«, besagt die Überschrift. Und darunter ist ein zweizeiliger Auszug: *»Der Milliardär Jeremy Stonehart macht inmitten wachsender Anschuldigungen von Insidergeschäften und der Nichteinhaltung rechtlicher Vorschriften nur Wochen vor der Börseneinführung einer umwerfenden Angestellten seines Unternehmens den Hof. Einzelheiten zu der Identität der Frau und ihr*

schockierendes Liebesleben auf Seite 46.«

»Mist«, fluche ich. Dies ist genau das, was ich in meinem Job verhindern sollte. Ich schaue auf das Datum in der rechten oberen Ecke des Magazins. Es ist von — Jesus, es ist von heute Morgen! Ich setze mich hin und blättere durch die Seiten, bis ich auf Seite sechsundvierzig ankomme. Und dort starren mir die Fotos direkt ins Gesicht, von denen Jeremy behauptet hat, er hätte sie demjenigen, der mir in das Café gefolgt war, abgenommen.

Ich überfliege den Artikel. Ich kann nichts Besorgniserregendes entdecken. Nur die normalen, gegenstandslosen Übertreibungen, die für diese Magazine so typisch sind. Doch als ich die Seite umblättere, um weiter zu lesen, bleibt mir fast das Herz stehen.

Etwa zwei Drittel der Seite wird von Fotos eingenommen, die mich und Jeremy während unseres Urlaubs zeigen. Es sind die Fotos, die *Hugh* mir gegeben hat. Die Fotos, die sich *nicht* in dem Umschlag befunden haben, den Jeremy mir am Ende des Tages überreicht hat.

Mir ist schlecht. Übel. Das Zimmer beginnt, sich zu

drehen. Ich muss die Seiten des Couchtisches ergreifen, damit er nicht von mir weggleitet.

Jeremy hat gelogen. Das ist die einzige Erklärung, die mir einfällt. Er hat *gelogen*. Ich war nicht dabei, verrückt zu werden. Er hat... die Dinge manipuliert, um es so aussehen zu lassen.

Wie sonst könnte ich diese Fotos erklären? Die Fotos, die zeigen, wie wir uns am Strand küssen? Die Fotos von uns auf der Yacht? Die Fotos, die *Hugh* mir gegeben hat?

Ich habe immer noch keine Erklärung für das Video. Aber die Erinnerung an Montag ist nun wieder da und stärker als je zuvor. Hugh war kein Produkt meiner Einbildung. Das Halsband, das er aus seiner Schublade gezogen hat, war kein Anzeichen für meinen nervlichen Zusammenbruch. Es war alles real. Es ist passiert. Ich kann mich immer noch ganz klar daran erinnern, während die falsche Erinnerung, die ich an das habe, was auf dem Video zu sehen war, verschwommen ist und verblasst. Wie der Hauch eines Traumes oder eine programmierte Simulation.

Irgendetwas höchst Verdächtiges geht innerhalb von Stonehart Industries vor. Jeremy befindet sich im Herzen davon. Aber irgendwie bin ich zu einem Teil davon geworden. Es ist etwas, das mit seiner Rache an mir nichts zu tun hat. Hugh *war* real. Diese Fotos sind der Beweis! Das müssen sie sein. Aber Jeremy wollte, dass ich etwas anderes glaube.

Oh mein Gott! Ich schlage mir fast an den Kopf, als mir klar wird, wie dumm ich gewesen bin. Jeremy hat mich nicht aus reiner Güte seines Herzens weggeschickt, um meine Mutter zu finden. Er hat es getan, damit ich mich von seinem Unternehmen fernhalte! Weg von Stonehart Industries, während er getan hat... was auch immer er vorgehabt hat.

Es sei denn... oh, Jesus, es sei denn, *Jeremy* hat diese Fotos an die Presse sickern lassen. Ich weigere mich zu glauben, dass ein Mann, der von seiner Privatsphäre so besessen ist, unvorsichtig genug sein kann, um einen Fotografen so nahe an die Insel heranzulassen. Auf keinen Fall hätte das passieren können. Nicht ohne sein Wissen. Niemals.

Ich fühle mich in diesem Augenblick verlorener als je zuvor. Ich bin in etwas verwickelt, das sehr viel größer ist als ich selbst. Wie tief ist der Durst nach Rache tatsächlich verwurzelt? Basiert alles, was mir zugestoßen ist, nur auf der Entdeckung, die Robin gemacht hat... oder steckt dort noch mehr — sehr viel mehr — dahinter?

Eines weiß ich genau. Aus der Ferne werde ich keine Antworten bekommen. Ich muss so schnell wie möglich zurück nach Kalifornien und zurück zu Jeremy Stonehart. Die Zeit für Diplomatie ist vorbei. Die Zeit für Forderungen ist gekommen.

Ich muss zu Jeremy gehen und Antworten *fordern*. Er behauptet, mich zu lieben? Dann kann er das beweisen. Und wenn es sein fehlgeleiteter Versuch war, mich zu *beschützen*, als er mich weggeschickt hat, und mich von dem *abzuschirmen*, was auch immer innerhalb von Stonehart Industries vor sich geht —

Nein. Ich stutze. Ich darf mich nicht selbst vergessen. Und ich darf den Mann nicht vergessen, mit dem ich es hier zu tun habe. Er ist Jeremy *Stonehart*, und Jeremy

Stonehart macht niemals Fehler. Er verkalkuliert sich nicht. Er tut nichts, das man jemals »fehlgeleitet« nennen könnte.

Vielleicht... vielleicht war es mein größter Fehler, ihn jemals als »Jeremy« anzusehen. Ich habe ein Monster personifiziert. Das ließ mich vergessen. Das ließ mich ihn unterschätzen.

Ich kann nicht dumm genug sein, Jeremy — oder *Stonehart* — diesen Vorteil zu geben.

»Lilly?«, ruft meine Mutter aus. Sie kommt aus dem Schlafzimmer hervor und hält einen Haufen Kleider in der Hand. »Ich war mir nicht sicher, was dir gefallen oder was dir passen würde —«

»Mom«, unterbreche ich sie, schließe das Magazin und stehe auf. Wenn ich morgen abreisen muss, haben wir keine Zeit zu verlieren. »Wir müssen uns über Paul unterhalten.«

Kapitel Vierzehn

Solange ich mich erinnern kann war Renee noch nie jemand, der mit unangenehmen Themen gut umgehen konnte.

Sie täuscht Unwissenheit vor. »Paul?«, fragt sie und legt ihre Stirn in Falten. »Wer ist Paul? Du meinst doch nicht *Paul* Paul, oder?« Sie kichert gekünstelt. »Ich weiß nicht einmal, warum du dich an ihn erinnerst, Lilly. Als du ihn das letzte Mal gesehen hat, das ist so lange her...«

»Ich weiß, dass er mein Vater ist«, sage ich leise.

Meine Mutter stutzt. Für einen Augenblick sieht sie so aus, als wäre sie kurz davor umzukippen.

Aber stattdessen tritt sie einen Schritt zur Seite und sinkt gegen die Wand. »Oh Gott«, haucht sie.

Ein Sturm der Aufregung überkommt mich. Ich weiß, dass diese Vorgehensweise wahrscheinlich falsch ist, aber ihre Reaktion bestätigt die Identität meines Vaters. Der andauernde Schatten des Zweifels wird aus meinem Geist

vertrieben.

Dann schaut sie mir in die Augen und sieht plötzlich hilfloser aus, als ich sie je gesehen habe. Ich würde am liebsten zu ihr hinübereilen und sie trösten. Aber... ich kann nicht.

Wir sind beide Erwachsene. Wir müssen uns gegenseitig so behandeln. Und noch mehr als das, mehr als Erwachsene zu sein, sind wir praktisch Fremde. Wir haben uns beide so sehr verändert, dass wir genauso gut von vorn anfangen können. Und mit dieser Offenbarung ist das genau der Punkt, an dem wir uns befinden.

Sie drückt sich von der Wand ab und geht davon.

»Warte!«, sage ich. »Wohin gehst du?«

»Ich brauche eine Zigarette«, murmelt sie. Sie beugt sich unter die Spüle in der Küche und taucht mit einer Schachtel Zigaretten, einem Feuerzeug... und einer ungeöffneten Flasche Johnny Walker wieder auf.

»Ich habe mir selbst versprochen, dass ich das nicht tun würde«, murmelt sie in sich hinein. »Dies war die letzte Flasche, die ich je gekauft habe. Ich habe mir

geschworen, wenn ich sie im Haus behalten könnte, ohne sie anzurühren... dann wüsste ich, dass ich tatsächlich nüchtern bin.«

Sie lacht. Ihre Hand schwebt zitternd über dem Flaschenhals. »Ich habe es drei Jahre lang geschafft, Lilly. Vielleicht habe ich sie nur für einen Zeitpunkt wie diesen aufbewahrt.«

Mein Magen zieht sich zusammen. Ich möchte nicht der Grund dafür sein, dass sie wieder mit dem Trinken anfängt.

Sie öffnet den Verschluss, bevor ich etwas sagen kann. All ihre Bewegungen sind angespannt und nervös. Sie holt ein großes Bierglas hervor, und all die Erinnerungen an Augenblicke wie diese, die sich in den Küchen unserer vielen Wohnungen abgespielt haben, kehren zu mir zurück.

»Mom, warte!«, sage ich. Ich suche verzweifelt nach etwas, womit ich sie ablenken kann. »Warte! Tu das nicht! Warum rauchst du nicht einfach... rauchst du nicht einfach erstmal eine Zigarette?«

»Ha!« Sie lacht laut los. Ihr Blick richtet sich auf die

Flasche. In dem sich verändernden Ausdruck auf ihrem Gesicht kann ich sehen, wie ein innerer Kampf sich entfacht. »Du sagst, ich soll eine Zigarette rauchen? Ich hätte nie gedacht, dass ich diese Worte einmal von dir hören würde. Dir ging es immer so sehr darum, *gesund zu leben*.« Sie spricht die Worte mit einem Hauch von Verachtung aus, aber ich glaube, damit will sie nur ihren Neid verbergen. »Gib eine schlechte Angewohnheit auf und such dir eine andere, habe ich Recht?« Sie hebt die Flasche an und hält die Öffnung über das Glas.

Tu das nicht, bettele ich in meinem Kopf. *Tu das nicht, tu das nicht, tu das nicht!*

Ich würde nie in der Lage sein, mit dem Schuldgefühl leben zu können und zu wissen, dass ich meine Mutter zurück in den Alkoholismus getrieben habe.

Langsam neigt sie die Flasche. Sie beginnt, sich etwas einzuschenken. Und dann — im letzten Augenblick — dreht sie ihre Hand zur Seite über das Waschbecken und gießt den gesamten Alkohol den Abfluss hinunter.

Vollkommen teilnahmslos schaut sie die leere Flasche

an. »Oder vielleicht«, sagt sie, »habe ich sie aufgehoben, um *das* zu tun.«

Mit einer schnellen Bewegung wirft sie die Glasflasche in den Abfalleimer. Sie ergreift die Zigaretten, geht zu mir zurück, setzt sich hin und steckt sich eine an.

»Verurteile mich nicht!«, warnt sie und atmet tief ein. Der Rauch scheint sie ein wenig zu beruhigen. Sie schließt ihre Augen, inhaliert noch einmal und genießt, bevor sie ausatmet. Dann lehnt sie sich zurück und schaut mich an.

»Also«, seufzt sie. »Paul.«

»Ja«, sage ich. »Paul.«

»Dein Vater.« Ihr Mund verzieht sich. »Was würde er sagen, wenn er mich jetzt sehen könnte... Wie lange weißt du das schon? Ist das der Grund, warum du hergekommen bist? Warte!«, Renee hält eine Hand in die Höhe.

»Antworte darauf nicht. Lass eine Mutter glauben, dass es nur aus der Güte deines Herzens heraus geschehen ist.«

»Ich weiß es... seit einem Monat oder so«, sage ich.
»Und nein. Das ist nicht der Grund, warum ich

hierhergekommen bin. Ich bin gekommen, um mich mit dir zu vertragen. Um meine Fehler wieder gutzumachen. Um zu sagen...«, ich wende meinen Blick ab, »...um das zu sagen, was ich dir vorhin im Imbiss gesagt habe.«

Renee schaut an mir hoch und runter. Sie wirft einen kurzen Blick auf die Zigarette, gibt einen Laut des Ekels von sich und drückt sie auf dem Couchtisch aus. Dann schaut sie mit Augen voller Güte zu mir zurück und lächelt. »Um zu sagen, dass du mich liebst?«

Ich nicke ein wenig.

»Du weißt nicht, wie viel mir das bedeutet«, gibt sie zu. Sie setzt sich auf und wird plötzlich sehr viel sachlicher. »Also, Paul. Was möchtest du wissen?«

»Er ist... wirklich mein Vater?«, frage ich. Ich bin nicht so dumm, dass immer noch anzuzweifeln. Aber ich brauche eine mündliche Bestätigung von dem einen Menschen auf der Welt, von dem ich glaube, dass sie es mir unvoreingenommen sagen kann.

»Ja«, sagt sie. »Er ist wirklich dein Vater.«

»Warum... warum hast du mir dann all diese

schrecklichen Dinge über ihn erzählt? Nachdem ihr zwei euch getrennt hattet? Ich meine, ich habe meine Vermutungen...«

»Du hast deine Vermutungen«, kichert sie. »Das ist meine Lilly. Immer so analytisch. Ich wette, das hat dir in Yale gute Dienste geleistet, oder?«, fügt sie beiläufig hinzu.

Ich stutze. »Warte. Du weißt davon?«

»Die ganze Welt weiß davon, Liebes.« Sie durchsucht ihre Magazine und findet das, welches ich mir zuvor angeschaut habe. Sie wirft es zu mir hinüber. »Da. Mach nur! Schau es dir an! Dort steht so ziemlich alles über dich drin. Ich habe darauf gewartet, dass du es mir selbst erzählst, so dass ich hätte sagen können, wie stolz ich auf dich bin. Aber, da wir nun Geheimnisse austauschen...« Sie zuckt mit den Schultern.

Ich lasse das Magazin ungeöffnet. »Ich habe die Geschichte bereits gesehen. Es tut mir leid, dass ich dir nichts von Yale erzählt habe, aber ich bin dort schon vor so langer Zeit angenommen worden... Seitdem ist so viel

passiert... Es schien einfach nicht mehr so wichtig zu sein.«

»Nicht so wichtig?«, höhnt sie. »Stell dir mal die Unterhaltung bei der Arbeit vor: ›Oh, hallo Renee. Ich habe gehört, dass deine Tochter dieses Jahr ihren Abschluss an einer Elite-Universität macht, aber das ist keine große Sache, oder?««

Sie sieht mich an... wartet... und beginnt dann zu lachen.

Die Spannung löst sich in mir. »Du neckst mich?«

»Natürlich necke ich dich! Ich bin so stolz auf dich! Wenn man sich das vorstellt, meine Tochter, eine Absolventin einer Elite-Universität, die nun mit einem gewissen Jeremy Stonehart in Verbindung gebracht wird? Du hast es geschafft. Und ich?« Sie wirft einen kurzen Blick an sich hinab. »Was musst du nur von mir denken. Was für ein Vorbild bin ich nur?«

»Mom, tu das nicht!«, sage ich. »Dafür bin ich nicht hergekommen.«

»Und ich wechsele wie immer das Thema. Zurück zu

Paul, richtig? Zu deinem Vater? Der Grund, warum ich dir diese Dinge über ihn erzählt habe, Lilly, liegt darin... weil er mir wehgetan hat. Ich war wütend und ärgerlich. Du verstehst das nicht. Wie könntest du auch? Du hast noch keinen Herzschmerz dieser Art erfahren —«

Sie hält inne und schaut mich an. Sie hebt eine Augenbraue. »Oder hast du? Ich hoffe, *das* ist nicht der Grund, warum du hierhergekommen bist. Du und Jeremy Stonehart, ihr seid immer noch...«

»Unzertrennlich«, sage ich trocken.

»Wo ist er? Ist er mit dir hier? Werde ich ihn treffen?« Sie gibt ein scharfes Lachen von sich. »Ja, natürlich. Als wenn du mich jemandem wie ihm vorstellen würdest.«

»Das ist es nicht, Mom«, sage ich. »Jeremy ist in Kalifornien. Er arbeitet. Wo ich auch sein sollte. In der Tat haben du und ich nicht viel Zeit. Ich werde morgen zurückfliegen.«

»Morgen? Aber du bist doch gerade erst angekommen! Wir haben fünf Jahre aufzuholen, Lilly. Ich weiß nicht, was du getan hast, wie es dir ergangen ist —

nun, abgesehen von den Geschichten, die diese Woche gedruckt wurden. Aber du hast mir gesagt, ich solle ihnen nicht trauen...«

»Das solltest du nicht«, sage ich. »Sie übertreiben die Dinge immer. Warte, bis du es von mir gehört hast.«

»Ich bin hier, oder nicht? Ich höre dir zu? Genau das tun wir.« Sie seufzt. »Aber ich vermute, du möchtest mehr über deinen Vater erfahren. Über Paul?«

»Ja«, sage ich. »Warum ist er gegangen, nachdem ich geboren wurde? Warum ist er nicht bei uns geblieben?«

Renee atmet schwer aus. »Drogen«, sagt sie. »Er hat immer das nächste High gesucht. Ich dachte, ich könnte ihn ändern. Ich dachte, ich könnte ihn *reparieren* und ihm helfen, darüber hinwegzukommen.« Sie gibt ein trauriges, kurzes Lachen von sich und schüttelt ihren Kopf. »So wie alle Frauen es tun, wenn sie jung und verliebt sind und es nicht besser wissen. Männer ändern sich nicht, Lilly. Wenn es etwas gibt, das du von meinem erbärmlichen Leben lernen kannst, dann ist es das. Gott weiß, dass ich zu lange gebraucht habe, dass für mich selbst herauszufinden.«

»Und... wohin ist er gegangen, nachdem ich auf der Welt war?«

Renee macht eine vage, schwebende Bewegung mit der Hand durch die Luft. »Weg. Irgendwohin. Ich weiß es nicht. Ich habe ihn aus den Augen verloren. Eigentlich dachte ich, es sei das Beste für uns, eine klare Trennung zu haben. Als ich mit dir schwanger wurde, Lilly, hoffte ich, dass ein Kind uns verbinden würde. Ich hoffte, dass *du* Grund genug sein würdest, damit er sich ändert.« Sie schaut auf die gegenüberliegende Wand. Ich kann sehen, wie sie die Emotionen bekämpft, die drohen, in ihr aufzusteigen.

»Ich war dumm«, erklärt sie schließlich. »Ich war dumm und hatte Unrecht. Man kann Männer nicht auf diese Weise ändern.«

»Und danach?«, wage ich mich sanft vor. »Wie seid ihr... wieder zusammengekommen?«

»Er hat uns gefunden«, sagt sie mit einem Seufzer. »Er hat behauptet, er hätte sein Leben in den Griff bekommen. Er sagte, er könnte nicht aufhören — nun, an dich zu

denken. An die Familie, die er zurückgelassen hat. Er bat mich, ihm noch eine zweite Chance zu geben.«

»Und das hast du getan?«, frage ich.

»Nein«, sagt sie, »nicht sofort. Ich war immer noch vorsichtig. Ich wollte, dass er seine Hingabe bewies. Ich wollte, dass er zeigte, dass es nicht seine Absicht war, dich auf die gleiche Weise leiden zu lassen wie mich. Er bat darum, dich sehen zu dürfen. Ich sagte nein. Er hatte uns einmal verlassen und mich damit allein gelassen, dich großzuziehen. Er dachte, er könnte neun Jahre später einfach auftauchen und wieder zu einem Teil unseres Lebens werden, als wäre niemals etwas passiert.«

»Warte! *Neun* Jahre?«, frage ich. »Ich erinnere mich an den Sommer in seiner Hütte. Ich war zwölf!«

»Was, glaubst du, ich habe ihn umgehend zurückgenommen? Verdammt, nein! Ich konnte ihm nicht so einfach vergeben.« Sie schnipst mit den Fingern. »Egal wie sehr ich es in meinem Innersten wollte«, fügt sie leise hinzu.

»Du hast ihn also *drei Jahre* lang warten lassen?«,

frage ich ungläubig. Das ist mir neu.

Nachdem was Paul mir erzählt hat, war ich davon ausgegangen, dass alles schneller passierte.

»Ich weiß nicht, ob du dich daran erinnerst, aber ich war zu dem Zeitpunkt mit jemand anderem zusammen«, sagt sie. »Wie hieß er doch gleich? Harry, Henry, Hank... irgendetwas in der Art.« Sie lacht, schaut auf die Überbleibsel ihrer Zigarette, zuckt mit den Schultern und nimmt noch eine aus der Schachtel. Sie zündet sie an. »Was für ein Beispiel bin ich nur. Deine Mutter, die Hure.«

»Mom!«, rufe ich aus. »Sag das nicht!«

»Warum nicht?«, fragt sie. »Es stimmt doch, oder nicht? Wie viele Männer habe ich im Laufe der Jahre nach Hause gebracht? Nein, nein, antworte nicht! Aber tu nicht so, als hätte es dich nicht auch beeinflusst. Das muss einen Eindruck hinterlassen haben. Ich habe mich mit den meisten Dingen in meinem Leben abgefunden. Die Nüchternheit... hat mich gezwungen, mich ihnen allen zu stellen. Ich konnte mich nicht mehr vor mir selbst

verstecken. Das Einzige, das ich wahrlich bedaure — und dies meine ich aus ganzem Herzen, Lilly — ist, wie sehr ich die Dinge mit dir vermässelt habe.«

»Nein«, sage ich. »Mom, es war nicht deine Schuld. Es —«

Sie schaut mich düster an und sieht zweifelnd aus.

»Es war nicht *gänzlich* deine Schuld«, werfe ich ein.
»Ich habe auch eine Rolle dabei gespielt.«

»Erinnerst du dich an den Streit, den wir hatten?«, fragt sie. Die Spitze ihrer Zigarette glüht auf, als sie darauf bläst.

»Welchen?«, frage ich mit einem schiefen Lächeln.

Sie kichert. »Wir hatten eine Menge, oder nicht? Es tut mir leid. Ich weiß, es war — oh, dies ist dein Lieblingswort — *unverantwortlich* von mir. Nein, ich spreche von unserem ersten großen Streit. Der, nach dem du von zu Hause weggelaufen bist. Der, als du gesagt hast, du würdest nicht so weitermachen.«

»Der Streit, bei dem ich sagte, du solltest mit dem Trinken aufhören«, füge ich leise hinzu.

»Ja«, nickt sie. »Den meine ich. Es hat lange gedauert, bis ich den Mut aufgebracht habe, die Dinge zu akzeptieren, die du mir damals gesagt hast, Lilly. Ich wusste, dass du Recht hattest. Aber ich konnte mich der Realität nicht stellen bis du für immer weg warst. In dem Moment spürte ich, dass ich dich wahrlich verloren hatte. Und ich wusste, dass es meine eigene Schuld war.«

»Mom, schau«, beginne ich und wringe mir die Hände. »Ich weiß, dass ich an dem Abend einige Dinge gesagt habe. Dinge, die ich bedaure. Dinge, die ich wahrscheinlich nicht hätte sagen sollen. Sie sind mir im Zorn entwichen. Aber ich habe niemals... ich habe niemals... ich habe dich niemals gehasst.« Ich zeige ihr ein schwaches Lächeln. »Trotz meiner Abschiedsworte.«

»Nein«, sagt sie. Ihr Blick bohrt sich mit einer plötzlichen Intensität in mich hinein. »Wage es ja nicht, dich zu entschuldigen, Lilly Ryder! Alles, was du an dem Abend gesagt hast, entsprach der absoluten Wahrheit. Es war der Weckruf, den ich brauchte — selbst wenn es noch einige weitere Jahre gedauert hat, bis ich die Wahrheit akzeptieren konnte.

»Aber nein«, fährt sie fort. »Der erste Kampf fand statt, als ich wirklich begann, mich selbst zu hinterfragen. Ich habe deinen Vater von dir ferngehalten, da ich nicht wollte, dass er dir genauso wehtat wie mir. Aber was wäre, wenn *ich* der Grund für deine Schmerzen war? Was wäre, wenn *ich* der Grund für dein Leiden war? Was wäre, wenn *ich* dir all die Dinge angetan habe, von denen ich dich abschirmen wollte?«

»Mom...«

»Unterbrich mich nicht, Lilly!«, faucht sie. »Wenn wir uns gegenseitig das Herz ausschütten, sollten wir es so tun. Hör einfach nur zu, während ich spreche! Als du das erste Mal gegangen bist, bin ich die ganze Nacht aufgeblieben und habe geweint. Ich schwor mir, dass ich das Trinken für immer aufgeben würde, wenn ich dich jemals wiedersehen könnte.«

Sie atmet noch einmal tief ein. »Natürlich ist das nicht geschehen. An dem Morgen, nachdem du zurückgekehrt warst, wachte ich auf, und was tat ich? Ich fügte meinem Espresso einen Schuss Wodka hinzu. Ich habe mich zu dem

Zeitpunkt gehasst, Lilly. Oh, wie sehr habe ich verabscheut, was aus mir geworden war. Ich war schwach und anfällig.

Vielleicht lag der wahre Grund, dass ich mein Versprechen nicht gehalten habe, darin, dass du so schnell zurückgekommen warst und dass ich dich so einfach zurückbekommen habe. Ich musste mich nicht ändern, um dich wiedersehen zu können. Also tat ich es nicht.

Aber dieses gebrochene Versprechen, das ich niemandem gegenüber geäußert hatte und das niemand anderem außer mir bekannt war... es nagte an mir. Und es schmerzte. Er verzehrte meinen Verstand: mein Versagen, mein Versagen, mein Versagen.

Ich war noch nicht so weit, die Realität zu sehen. Ich konnte nicht erkennen, was für ein Heuchler ich geworden war. Ich hielt deinen Vater von dir fern und hielt dich davon ab, mit einem Vater aufzuwachsen, und wofür? Um genauso jemand wie er zu werden?

Nein.« Sie hält inne, und ihr Blick schweift in die Ferne. »Nicht jemand wie er. Jemand *Schlimmeres*. Dein

Vater nahm Drogen. Aber er konnte... er konnte seine Begierde kontrollieren. Ein »funktionierender Abhängiger«, ist das nicht der Ausdruck, der heutzutage benutzt wird? Und ich... ich war genau das Gegenteil.«

»Aber das bist du nicht mehr!«, sage ich schroff. Ich lächle.

»Nein«, stimmt sie mir zu. »Aber der Schaden war bereits angerichtet. Ich weiß, dass ich deine Teenagerjahre ruiniert habe, Lilly. Das sind Jahre, die ich dir nicht zurückgeben kann. Die Dinge hätten sich nie so verschlechtern dürfen, wie sie es taten. Und wer trägt letztendlich die Verantwortung dafür? Das tue ich. Ich bin nur geschockt — verblüfft eigentlich — wenn ich sehe, was du auf die Beine gestellt hast. Über all das, was du erreicht hast, trotz deiner Erziehung. Ich meine wirklich, Lilly: Jeremy? Das ist fast unglaublich. Verdammt, um ehrlich zu sein«, sie fixiert mich mit einem ihrer Blicke, »ich bin mir nicht sicher, ob ich dir geglaubt hätte, wenn ich es nicht schon gelesen hätte, bevor du heute hierhergekommen bist, um mir davon zu erzählen.«

»Danke, dass du solch großes Vertrauen in mich hast, Mom«, sage ich trocken. Dann zwinkere ich ihr zu.

Sie lacht. Dann hält sie inne, zwinkert zurück und sagt: »Mein Gott, es fühlt sich gut an zu lachen. Besonders, da ich es mit dir tue.«

Dieses Gefühl wärmt mein Inneres. *Dies* ist die Frau, die ich so lange verachtet habe? *Dies* ist die Frau, für die ich so viel Geringschätzung empfunden habe?

Ich kann kaum glauben, wie dumm ich gewesen bin. Ich konnte nicht an meinen eigenen Problemen vorbeischaun, um ihre zu sehen. Alles, was ich wahrnahm, war der Alkoholismus. Ich habe nicht einmal versucht, die Frau — den Menschen — zu verstehen, der sich dahinter befand.

Und das tut mir wahrhaftig leid. Aber ich habe bereits etwas dagegen unternommen, mit den Schuldgefühlen leben zu müssen. Ich bin nur froh darüber, dass ich schließlich die Kraft aufgebracht habe, sie aufzusuchen, sie zu sehen und die Vergangenheit dorthin zu verbannen, wo sie hingehört.

»Also, genug davon«, sage ich. Ich habe das andere, das ich von ihr gebraucht habe, bekommen: Bestätigung. Bestätigung, dass Pauls Geschichte der Wahrheit entspricht. Jetzt weiß ich, dass er die Wahrheit gesagt hat und dass Jeremy das alles nicht nur arrangiert hat, um mich hinters Licht zu führen.

Wenn ich nur das gleiche von Hugh sagen könnte.

»Wie ist es *dir* ergangen, Mom?«

»Ach, weißt du«, sie zuckt halbherzig mit den Schultern, »ich lasse mich nicht unterkriegen, denke ich.«

»Ich habe dich vorhin bei der Arbeit gesehen«, sage ich. »Der Laden gehörte dir praktisch.«

»Was denn, hast du nicht geglaubt, dass ich dazu fähig bin?«

»Nein, nein«, ich mache einen Rückzieher. »Es ist nur —«

»Lilly. Entspann dich! Ich necke dich nur. Nichts, was du sagst, könnte mich jemals verärgern. Du weißt nicht, wie dankbar ich bin, dich nur wiedersehen zu dürfen. Es fühlt sich immer noch ein wenig unwirklich an, ein

bisschen wie ein Traum, dass du in meinem Wohnwagen sitzt.«

»Nun, ich bin kein Wunder«, sage ich mit einem Lächeln. »Ich bin tatsächlich real. Und ich bin wirklich hier.«

»Ich arbeite dort schon seit fast einem Jahr«, sagt sie. »Es ist gut. Es ist zuverlässig. Die Kunden sind nicht so schlecht. Es gibt einige Stammgäste, die gute Trinkgelder geben...«, sie blinzelt. »Einigen von ihnen zahle ich es auf meine eigene besondere Weise zurück.«

»Mom!«

»Was? Glaubst du nicht, dass ich es immer noch draufhabe? Das letzte Mal, als ich darüber nachdachte, war ich mehr oder weniger noch im gleichen Alter wie der Mann, mit dem *du* momentan zusammen bist, und ich sehe nicht, dass du an seinem sexuellen Können zweifelst —«

»Ich möchte *nicht* über dein Sexleben sprechen, Mom!«, rufe ich aus. »Oder meines!«

Ihre Augen funkeln. »Also ist er gut? Ich meine, das

möchte man annehmen... Ein Mann mit so viel Ausstrahlung und so viel Macht. Wie habt ihr zwei euch eigentlich kennengelernt, Liebes? Du hast mir bisher noch überhaupt nichts von *Jeremy* erzählt.«

»Das ist eine lange Geschichte«, sage ich und beginne mit der gleichen geübten Lüge, die Jeremy und ich uns für Thalia und Fey ausgedacht haben.

Kapitel Fünfzehn

Stunden vergehen. Als wir unsere Unterhaltung beendet haben, beginnt die Sonne aufzugehen.

Ich bin erschöpft. Meine Mutter zu sehen und erneut eine persönliche Beziehung zu ihr aufzubauen, hätte ich noch vor wenigen Monaten nicht für möglich gehalten. Aber dann sind in der Zwischenzeit so viele Dinge geschehen, dass mein gesamtes Weltbild sich nun verändert hat.

Ich habe früher einmal gedacht, dass es gute und schlechte Menschen auf der Welt gibt. Dass es nicht möglich wäre, dass schlechte Menschen gute Dinge tun oder gute Menschen schlechte Dinge tun. Die Dinge, die man tut, definierten einen als Menschen, und daher sind die Taten eines Menschen der wahre Maßstab seines Wertes.

Zugegeben, das war eine sehr engstirnige Sichtweise der Welt. Aber sie half mir, mich lange genug in mein

Studium zu stürzen, um dort zu enden, wo ich sein wollte. Und dann stürmte Jeremy herein... und all das änderte sich.

Trotz all dem Schlechten, das er mir angetan hat, kann ich nicht länger das Gute verleugnen. Und das muss ich auch nicht. Ich habe keine Angst mehr davor.

Jeremy hat mir die Augen für die wahre Natur der Welt geöffnet. Was ist diese Natur? Sie ist undefinierbar. Sie ändert sich fortlaufend, ist ständig in Bewegung und niemals das, was man erwartet. Zu versuchen, sie zu verstehen, wäre, als würde man versuchen, einen Fluss mit nicht mehr als einer Hand voll Zweige aufzuhalten.

Es ist unmöglich.

Aber das ist nicht der Punkt. Es geht nicht darum zu versuchen, etwas so viel Größeres als sich selbst zu verstehen und zu definieren. Es geht darum, seinen Platz in der Welt anzuerkennen, zu realisieren, wie wenig man jemals wissen kann, und mit dieser Einsicht Frieden zu schließen.

Menschen werden einen überraschen. Vorkommnisse

und Umstände werden einen überraschen. Die einzige Art, sich darauf vorzubereiten, liegt darin, unendlich veränderbar zu werden. Sich auf dem unbetretenen Pfad voranzukämpfen. Seiner eigenen Fähigkeit zu vertrauen, sich zu verlieren, und es zu akzeptieren, sollte man einmal vom Kurs abkommen.

Instabilität, Wahrheit und Erwartungen? Sie sind nicht unbedingt Lügen, aber sie werden niemals die Anker sein, die man gern in ihnen sehen möchte. Das hat Jeremy mir gezeigt. Er hat mir gezeigt, dass Vergebung möglich ist. Meine Mutter und ich sind die jüngsten Beispiele dafür. Es wäre mir unvorstellbar erschienen, mit ihr Frieden zu schließen und unter dem gleichen Dach zu schlafen... wenn man mir davon erzählt hätte, als ich noch in Yale war.

Aber hier liege ich nun und bin kurz davor einzuschlafen. Sie hat mir ihr Bett überlassen — trotz all meiner Proteste. Die waren allerdings bestenfalls halbherzig, wenn man bedenkt, wie müde ich war, als es schließlich an der Zeit war, den Abend zu beenden. Morgen — oder welcher Tag es auch immer sein wird,

wenn ich aufwache — fahre ich zurück zu Jeremy. Ich kehre zurück zu Jeremy, mit voller Kontrolle und Zuversicht in meinem Geist. Und dort werde ich Antworten von ihm verlangen: über Hugh, über das Video, über seinen Fahrer. Wir werden sehen, welches Gesicht er mir dann zeigt.

Kapitel Sechzehn

Als ich aufwache, ist meine Mutter weg. In der Küche finde ich eine Nachricht von ihr:

Hackbraten ist im Kühlschrank.

Ich lächle. Es ist schon lange her, dass sie genügend Zuneigung für mich empfunden hat, um mir Zuhause Essen zuzubereiten.

Ich schaue durch ein Fenster. Draußen ist es dunkel. Eine frisch gefallene, weiße, dünne Schneesicht bedeckt alles. Sie erinnert mich an Weihnachten, obwohl das bereits vorbei ist. Für einige wenige nostalgische Augenblicke denke ich an die Weihnachten meiner Kindheit.

Dies sind Erinnerungen, die ich schon seit sehr langer Zeit nicht mehr hervorgeholt habe. *Gute* Erinnerungen, von meiner Mutter und mir. Egal wie arm wir waren, egal wie

sehr wir kämpfen mussten, nur um Essen auf dem Tisch zu haben, ich habe es nie gespürt. Nicht als Kind. Jedes Jahr zu Weihnachten überraschte sie mich mit einer Schachtel voller Schokolade, die ich verschlang, und manchmal anderen Kleinigkeiten, um mir zu zeigen, dass sie mich liebte.

Sie waren nicht teuer. Das mussten sie auch nicht. Für ein Kind fühlt sich jedes Geschenk zu Weihnachten wie ein kleines Wunder an. Meine Mutter hat mir das niemals vorenthalten.

Zumindest nicht, bis Alkohol ihr Leben übernahm.

Aber das haben wir nun hinter uns. Sie ist trocken, was eine Neuigkeit ist, die ich niemals für möglich gehalten hätte. Ich war Zeuge, als sie den Johnny Walker den Ausguss hinunter schüttete. Alkohol übt immer noch eine gewisse Anziehungskraft auf sie aus. Ich habe gesehen, wie sich der Kampf vor mir entfaltete. Aber sie war in der Lage zu widerstehen. Das braucht Stärke. Wahre Stärke von der Art, die ich Renee nicht zugetraut hätte.

Ich drehe mich vom Fenster weg und schaue mich in ihrer kleinen Unterkunft um. Ich lebe in einem riesigen Anwesen, während sie... *hier* wohnt?

Könnte ich ihr etwas Geld geben? Würde sie es annehmen? Oder würde es —

Ich stutze und bin erstaunt über die Richtung, die meine Gedanken angenommen haben. Ich habe meine Position bei Stonehart Industries noch nicht einmal zwei Wochen. Seit weniger als zwei Wochen beziehe ich ein richtiges Einkommen. Nicht, dass ich die Bankkonten überprüft habe, die Jeremy für mich eröffnet hat, nachdem ich das Stellenangebot unterschrieben habe. Ich hatte bisher keine Zeit dafür. Und trotzdem ist es erstaunlich zu denken, dass *ich* genügend Geld habe, um zu erwägen, einen Teil davon meiner Mutter zu geben.

Aber möchte ich wirklich, dass sie in irgendetwas einbezogen wird, das mit Jeremy Stonehart zu tun hat? Nein. Zumindest noch nicht. Es ist noch zu früh, darüber nachzudenken. Verdammt, ich weiß nicht einmal, wo *ich* mit ihm stehe. Oder wie um Himmels Willen ich nach

Kalifornien komme, ohne meinen Stolz herunterschlucken zu müssen und ihm zu sagen, dass ich ausgeraubt wurde.

Das ist eine Unterhaltung, die ich so lange wie möglich vor mir herschieben möchte.

Ich erzittere bei dem Gedanken, welchen Schaden sein Eindruck von mir dadurch nehmen wird.

Aber ich kann mir nicht gestatten, kindisch zu sein. Mein Bedürfnis, zurück nach Kalifornien zu kehren, überschattet alles andere. Mein Bedürfnis, Rache zu nehmen und zu sehen, wie Jeremy für all die Dinge bezahlt, die er mir angetan hat, habe ich nicht vergessen.

Und doch ist das Problem: Ich kann spüren, wie dieses Verlangen mir davongleitet. Ich verlasse mich für so ziemlich alles in meinem Leben auf Jeremy. Wenn ich ihn irgendwie vernichte, was werde ich dann noch übrig haben?

Nein! Ich schüttle wild meinen Kopf, um diese Idee zu verbannen. Ich bin eine Überlebenskünstlerin. Das bin ich immer gewesen und werde es immer sein. Ich werde meinen Weg finden. Habe ich das nicht gerade mit meiner

Mutter bewiesen? Ich muss nur einfach an mich selbst glauben... Ich muss nur einfach an meine eigenen Fähigkeiten glauben... Genügend, um die Schwäche zu überwinden, die ich nach diesem alles verändernden Telefonanruf von Fey in mein Leben hineingelassen habe. Zugegeben, ich habe etwas Vertrauen in mich selbst verloren. Aber ich glaube, dass es schließlich zurückkommen wird.

Ich schaue mich noch einmal um. Heute ist bereits vorbei. Nach der Uhr zu urteilen, habe ich fast vierzehn Stunden geschlafen. Daher werde ich Jeremy morgen anrufen und um einen Rückflug bitten. Auf diese Weise folgt diese Reise ihrem ursprünglichen, vorgesehenen Zeitplan. Und es würde sich nicht richtig anfühlen, meine Mutter einfach zu verlassen, ohne auf Wiedersehen zu sagen.

Vielleicht bin ich noch nicht bereit, ihr Geld zu geben. Aber ich kann sie verdammt noch mal mit etwas überraschen, was ich früher immer getan habe.

Ich kann ihr Zuhause aufräumen.

Als ich fertig bin, sind sechs Stunden vergangen.

Ich wische mir den Schweiß von der Stirn und schaue mich befriedigt um. Wenn meine Mutter nach Hause kommt, wird sie diesen Ort nicht wiedererkennen.

Er ist makellos. Alles ist sauber, angefangen beim Wohnzimmer über das Badezimmer bis hin zu der winzigen Küche. Ich habe Staub gewischt und gesaugt und die Böden gereinigt. Ich habe die alten Flecken auf dem Teppich entfernt, den Schmutz von den Fensterscheiben gewaschen und den Tresen geputzt. Ich habe ihre Kleider gefaltet, sie in ordentlichen Haufen übereinandergestapelt und ihren Kleiderschrank aufgeräumt. Ich habe den Schimmel aus der Badewanne entfernt und versucht, den Waschtresen mit Backpulver und Essig zu desinfizieren.

Es hat sich gut angefühlt, sauber zu machen und mich in stumpfsinniger Arbeit zu verlieren. Vielleicht weil das meine Aufmerksamkeit von wichtigeren Dingen abgelenkt

hat oder vielleicht weil mir diese Möglichkeit schon so lange vorenthalten worden ist. Da sich Rose auf dem Anwesen um alle Aufgaben im Haushalt kümmert, habe ich niemals die Möglichkeit dazu gehabt.

Bleibt nur noch, den Müll hinauszutragen. Ich ziehe den überfüllten Mülleimer unter dem Tresen hervor, verschließe den Beutel und hebe ihn an. Etwas, das dahinter verborgen ist, erweckt meine Aufmerksamkeit.

Ich knie mich hin. Hinter dem Mülleimer in einer dunklen, kleinen, unauffälligen Ecke befindet sich eine alte Schokoladenschachtel aus Pappe, die etwa die Größe eines kleinen Notizbuches hat. Ein Gummiband ist darum gewickelt, das mir sagt, dass das hier nicht einfach irgendetwas ist, das aus dem Mülleimer gefallen ist. Es ist etwas, das meine Mutter *versteckt* hat.

Ich nehme die Schachtel heraus. Darauf befindet sich eine dicke Staubschicht. Ich puste den Staub weg, schüttele dann sanft die Schachtel und versuche, den Inhalt zu erraten. Was auch immer sich darin befindet, ist nicht sehr schwer. Vielleicht Fotos?

Ich beiße mir auf die Lippen. Ich weiß, dass ich es wahrscheinlich nicht tun sollte... aber die Neugier überkommt mich. Langsam entferne ich das Gummiband und öffne den Deckel.

Was ich darinnen finde, übertrifft all meine Erwartungen.

Die Schachtel ist angefüllt mit... all meinen alten Schulsachen. Zeugnisse, die ich in der High School bekommen habe. Kopien der Rundschreiben, die die Schüler mit ausgezeichneten Leistungen bekannt geben. Medaillen und Schleifen, die mir für wissenschaftliche Experimente und bei Mathematikwettbewerben verliehen wurden. Hausarbeiten und Tests aus meinem ersten, zweiten und dritten Jahr am College mit stolzen Noten von einhundert Prozent, achtundneunzig Prozent, eins plus und so weiter.

Ganz unten liegt ein einziges Foto. Die Farben sind verblichen, und die Ecken haben Eselsohren. Es zeigt drei Menschen, von denen ich zwei sofort wiedererkenne.

Meine Mutter. Die von dem hinteren Sitz eines Autos

aus wie verrückt grinst. Mein Vater — Paul — mit seinem vollen Holzfällerbart, mit einem Arm um Renees Schultern, wie er seine gesamte Aufmerksamkeit auf das kleine Bündel in ihren Händen richtet.

Das bin ich. Nur meine Stirn ist sichtbar, die aus einem ganz verhüllten, winzigen Bündel herausguckt.

Eine Träne rollt mir die Wange hinunter. Sie landet direkt in der Mitte des Fotos. Ich beeile mich, sie mit meinem Daumen wegzuwischen, da ich etwas so Wertvolles nicht ruinieren möchte.

Ich verankere das Foto in meinem Geist und lege es vorsichtig auf den Boden der Schachtel zurück. Dieses Bild zu sehen, bedeutet mir so viel. Es ist ein Schnappschuss von dem Leben, das ich niemals hatte.

Meine Eltern sehen beide so jung aus, so... glücklich. Paul... nein! Ich kann ihn nicht als Paul ansehen — nicht mehr. Nicht nachdem ich dieses Bild gesehen habe. Mein *Vater*... ich kann spüren, wie der Stolz von ihm ausstrahlt und in diesem Augenblick in der Zeit erstarrt ist. Vielleicht bin ich dumm oder sentimental oder was auch

immer, aber ich glaube wahrhaftig, dass ich die Liebe erkennen kann, die meine Eltern füreinander empfunden haben. Von der Art, wie mein Vater meine Mutter hält, über das unbeschwerte, aufrichtige Lächeln, das so voller Leben ist und ihr Gesicht aufleuchten lässt, und ja, sogar bis hin zu der Art, wie er mich anschaut, das alles... das alles zementiert die Dinge in meinem Geist.

Hier ist die Familie, die ich hätte haben können. Hier ist das Leben, das mir weggenommen wurde. Aber es geht nicht einmal um mich. Ich bin klargekommen. Ich habe überlebt.

Nein, dieses Bild ist eine Darstellung des Lebens, das *meinen Eltern* weggenommen wurde. Das Leben, das sie hätten haben sollen. Und das Leben, das für sie beide so viel besser hätte sein können.

Es erfüllt mein Herz mit Traurigkeit, wie zwei Menschen, die so offensichtlich ineinander verliebt waren, nicht in der Lage waren, miteinander auszukommen. Es gibt keinen Außenstehenden, dem man die Schuld zuschieben könnte. Ich kann nicht einmal sagen, es war

Jeremys Schuld, was die natürliche Schlussfolgerung für alles ist, das in letzter Zeit in meinem Leben schiefgelaufen ist.

Nein, dieses Bild wurde aufgenommen, bevor meine Familie die Aufmerksamkeit von Jeremy auf sich gezogen hatte. Man stelle sich das vor. Wenn mein Vater niemals gegangen wäre, wenn er niemals seinen Weg nach Kalifornien gefunden hätte...

Aber solche Gedanken sind töricht. Ich kann mich nicht nach einem Leben sehnen, das ich nie hatte. Ich kann mich nur auf die Gegenwart konzentrieren. Ich habe mich mit meiner Mutter vertragen — vielleicht nicht vollständig, aber sehr viel mehr, als ich es mir nach nur einem einzigen Tag mit ihr hätte erhoffen können. Als nächstes muss ich mich auf meinen Vater konzentrieren.

Der Mann, den ich in der psychiatrischen Anstalt getroffen habe, ist weit entfernt von dem Menschen, den ich auf dem Foto sehe. Ich weiß nicht, wie viel davon Jeremys Schuld ist. Aber ich schwöre, dass ich das herausfinden werde. Dieses Foto zu sehen macht es mir

tatsächlich bewusst: Paul *ist* mein Vater. Aber im Moment — obwohl vielleicht nicht für immer — ist Pauls Geist gebrochen.

Zumindest kann ich hoffen, dass das nicht dauerhaft der Fall sein wird. Ich erinnere mich an die Art, wie er mich mit vollkommener Klarheit angeschaut hat, als er mir die Geschichte unserer Vergangenheit erzählt hat. In dem Moment war er nicht verrückt. Er war keineswegs geisteskrank.

Aber dieser Augenblick begann erst, *nachdem* Jeremy seine Erlaubnis gegeben hatte. Und Paul hält Jeremy für jemand anderen. Einen Arzt. Warum?

Ich höre, wie sich hinter mir der Türknauf bewegt, und fluche. Ich versuche, all die Erinnerungen an meine Zeit in der High School wieder in der Schokoladenschachtel zu verstauen, aber die Tür öffnet sich, bevor ich mein Werk beenden kann. Ein kalter Luftzug fährt über meinen Nacken.

»Lilly?«, ruft meine Mutter, tritt ein und schließt die Tür. »Wow, schau dir diesen Ort an! Hast du all das getan,

während ich weg war? Das hättest du nicht —« Ihr Blick trifft auf mich. Sie erstarrt. »Was tust du dort unten?«

Ihre Stimme ist kalt.

Plötzlich fühle ich mich so schuldig wie ein Kind, das auf frischer Tat ertappt wurde.

»Nichts«, sage ich schnell, stehe auf und versuche, die Schachtel zu verstecken, indem ich sie mit dem Fuß zurückstoße. »Ich bringe nur einfach den Müll raus, Mom. Das ist alles.« Ich versuche, das Thema zu wechseln. »Gefällt dir, was ich getan habe?«

»Ja, das ist alles sehr schön«, sagt sie und kommt näher. Sie beugt ihren Hals zu einer Seite und versucht, um mich herum zu schauen. Ich trete einen Schritt in die entsprechende Richtung, um ihr den Weg zu versperren.

»Ich habe auf dem Rückweg ein wenig eingekauft«, fährt sie fort, während sie immer noch versucht, einen Blick auf das zu werfen, was ich ganz offensichtlich verberge. Das ist nur Theater. Wir beide wissen ganz genau, um welchen Gegenstand es sich handelt. Der Vorwand einer normalen Unterhaltung ist nur eine

Verzögerungstaktik. »Ich war mir nicht sicher, wie lange du bleiben würdest, also habe ich einiges eingekauft, was früher deine Lieblingessen waren: Müsli, Blaubeermuffins — sag mal, was ist denn das da neben deinem Fuß?«

»Nichts«, sage ich schnell. Als sich die Lücke zwischen uns schließt, ändere ich meinen Ton. »Mom, ich habe nicht versucht zu schnüffeln, ich schwöre —«

Sie beugt sich nach unten und hebt die Schachtel auf. »Du hast sie gefunden«, sagt sie leise.

Ich nicke schuldbewusst.

»Und du hast hineingeschaut?«

Und wieder nicke ich.

»Oh, Lilly«, seufzt sie. »Es tut mir leid. Ich hatte kein Recht —«

»Warte! Was?«, unterbreche ich sie. »Wovon redest du? Warum entschuldigst *du* dich?«

»Ist das nicht offensichtlich?«, fragt sie. »Diese kleine Schachtel... ist voll mit deinen Sachen. Dinge, die du wegwerfen wolltest und die ich wahrscheinlich niemals

sehe sollte.«

»Ich habe nicht...?«

»Nun, du hast mir niemals davon erzählt. Aber ich konnte einfach nicht zulassen, dass du all deine Errungenschaften einfach so wegwirfst. Du hast gesehen, was sich darinnen befindet. Dinge, die ich in den Ordnern gefunden habe, die du in den Müll geworfen hast.« Sie sinkt auf einen leeren Stuhl. »Ich weiß nicht, was du von mir denken musst. Es war albern, Lilly. Aber ich wollte ein bisschen an deinem Erfolg teilhaben — selbst wenn du das nicht wolltest.«

»Mom...«, sage ich. Ich bin sprachlos. Ich gehe zu ihr hinüber und setze mich neben sie. Sie dreht ihren Kopf in meine Richtung.

»Der einzige Grund, warum ich dir nie etwas davon erzählt habe, war, weil ich dachte, dass du dich nicht dafür interessierst.«

»Ich weiß«, sagt sie. Sie legt eine Handfläche auf ihre Augen. »Dumme Kontaktlinsen«, murmelt sie. »Die lassen meine Augen in der Kälte immer tränen.«

Ich lächle und lege meine Hand auf ihren Arm. »Aber es hat dich interessiert«, sage ich.

»Immer«, antwortet meine Mutter. »Ich habe nie aufgehört, Zuneigung für dich zu empfinden, Lilly. Ich habe nur vergessen, wie ich es zeigen sollte.« Sie lächelt mich schwach an. »Also tat ich es im Geheimen, verborgen vor dir.«

»Das hättest du nicht tun sollen!«

»Ich weiß. Aber das habe ich. Und es tut mir leid.«

»Also, die ganze Zeit über, als ich dachte, du wärest abwesend — all die Jahre in der High School, in denen ich annahm, dass du dich nicht für mich interessierst — hast du beobachtet, was ich getan habe?«

»Ja, natürlich«, sagt sie. »Und ich hätte nicht stolzer sein können.«

»Und nun weiß ich es«, sage ich. Ich umarme sie.
»Danke, Mom.«

»Nein, Lilly. Ich danke *dir*. Danke, dass du zurückgekommen bist. Danke, dass du mir vergeben hast. Ich weiß, dass ich eine verdammt schlechte Mutter war.

Aber ich bin bereit, das jetzt zu ändern...« Sie verliert sich. Und dann beendet sie den Satz mit leiser Stimme.
»...Wenn du mich lässt?«

»Ja«, nicke ich. »Das werde ich.«

Wir umarmen uns erneut.

»Hey«, sage ich. »Ich habe etwas anderes in der Schachtel gefunden. Ein Foto...?«

»Wirklich?« Sie schaut mich an. Ich erwarte, ein Wiedererkennen auf ihrem Gesicht zu sehen, aber es bleibt ausdruckslos. »Was ist darauf zu sehen?«

»Du und Paul«, sage ich. »Und ich.«

Sie runzelt die Stirn, hebt den Deckel an und durchwühlt den Inhalt. Als sie das Foto findet, nimmt sie es heraus und murmelt: »Oh, wow! Ich habe vergessen, dass ich das überhaupt hier hineingelegt habe.«

»Wirklich?«, frage ich.

Meine Mutter nickt. »Wirklich, wirklich.« Sie lacht ein wenig. »Schau uns an! So voller Leben.« Sie schüttelt ihren Kopf. »Wenn nur...«

»Hast du noch mehr?«, frage ich. »Fotos von dir und

Paul?«

»Wenn ich das hätte, hätte ich sie dir gestern Abend gezeigt. Nein, Lilly, als wir uns das zweite Mal getrennt haben, wusste ich, dass es endgültig war. Wir würden uns nie wieder vertragen. Ich musste ihn aus meinen Gedanken verbannen. All die Fotos, die ich hatte, habe ich entweder verbrannt oder weggeworfen.«

»Das ist... verständlich«, sage ich und versuche, meine Enttäuschung zu verbergen.

»Nein, das ist es nicht. Es ist ein weiterer Punkt auf der langen Liste der Fehler, die ich in meinem Leben gemacht habe.« Sie sieht für einen Augenblick traurig aus, aber dann zuckt sie mit den Schultern. »Nun ja. Und Conner sagt mir immer, ich solle in der Gegenwart leben und mich nicht an die Vergangenheit klammern.«

»Conner?«, frage ich. »Wer ist Conner?«

Mom zeigt mir ein verschmitztes Lächeln. »Mein momentaner Freund. Was glaubst du denn?«

Ich lache. »Ich weiß nicht. Ich denke, genau das hätte ich vermuten sollen.«

»Es macht dir doch nichts aus, ihn zu treffen, oder? Es ist mir irgendwie so rausgerutscht, dass du gestern Abend hier aufgetaucht bist. Er war sehr begierig, dich kennenzulernen.«

Ich rutsche auf meinem Stuhl hin und her. Nach all meinen vergangenen Erfahrungen mit den Freuden meiner Mutter bin ich von dieser Aussicht nicht sonderlich begeistert.

Aber ich erzwingen ein Lächeln. Hier geht es doch darum, sich wieder anzunähern, oder nicht? »Sicher«, sage ich durch zusammengekniffene Zähne hindurch.

»Oh, toll«, gibt meine Mutter von sich. Sie schaut über ihre Schulter und ruft: »Conner? Du kannst jetzt reinkommen, Baby!«

»Was, *jetzt*?«, fauche ich. »Er ist *hier*?«

Warmherzig tätschelt sie mir den Arm. »Er ist mir nach Hause gefolgt. Ist das nicht niedlich? Manchmal nenne ich ihn mein großes Hundebaby.«

Die Tür öffnet sich. Und hinein tritt ein Mann, von dem ich nicht erwartet hätte, ihn jemals wiederzusehen.

Kapitel Siebzehn

Ich schieße nach oben. »Sie!«, rufe ich aus.

Überrascht tritt er einen Schritt zurück. »Ich?« Da er von der Dunkelheit ins Licht getreten ist, hatten seine Augen noch nicht die Möglichkeit, sich anzupassen. Oder vielleicht spielt er auch nur den Unwissenden. »Püppchen, das ist deine Tochter?«

»Lilly, was ist in dich gefahren?«, faucht Renee. Sie zupft an meinem Arm. »Setz dich hin!«

»Nein!«, sage ich und reiße mich von ihr los. »Mom, dies ist das Arschloch, das mich ausgeraubt hat!«

»Oh, Mist«, murmelt Conner. Er hat die Tür geschlossen und ist eingetreten.

Renee steht auf und hält mich davon ab, Conner anzugreifen. Ich bin bereit, ihm die Augen auszukratzen.

»Lilly, beruhige dich!«, befiehlt sie. »Hier muss irgendein Missverständnis vorliegen.«

»Oh, nein«, knurre ich. »Da gibt es kein

Missverständnis. Hat dir dieser zwielichtige Kerl erzählt, wie er sein Geld verdient? Er ist Taxifahrer, oder nicht?«

Meine Mutter gibt ein überraschtes Geräusch von sich. »Woher weißt du das?«

»Ich habe es dir erzählt! Er hat mich ausgeraubt!« Ich zeige mit meinem Finger an ihr vorbei in seine Richtung. »Er hat mich zu einem Hotel gebracht, wo er und sein Kumpel wahrscheinlich immer ihre Opfer hinbringen. Er hat mich abgelenkt, damit ich mein Zimmer verlasse. Während ich weg war, hat sein Freund das Zimmer ausgeräumt. Sie haben sogar meinen Mietwagen gestohlen!«

»Lilly, Liebes, ich bin mir sicher, dass es dafür eine Erklärung gibt.« Meine Mutter streicht ihr Haar zurück. Während ihres Kampfes mit mir hat es sich gelöst. »Vielleicht — vielleicht war es irgendein anderer Fahrer, der dich dorthin gebracht hat. Vielleicht irrst du dich.«

»Mom, ich kann sein Gesicht sehen!« Ich schreie sie praktisch an. »Das ist er. *Er* ist der Typ, der mich ausgeraubt hat! Und wirst du mich loslassen?« Ich springe

zurück und befreie mich aus ihrem Griff.

»Ladies —«, Conner tritt vorsichtig einen Schritt auf uns zu und hebt seine beiden Hände in die Höhe. Er schaut meine Mutter an. »Renee, Baby, du weißt, dass ich so etwas nicht tun würde.« Er hat den Nerv, mir zuzunicken. »Ich spüre eine Menge Mutter-Tochter-Spannung zwischen euch beiden. Vielleicht ist es das Beste, wenn ich ein anderes Mal wiederkomme.«

»Du bleibst genau dort, wo du bist, Conner Partame!«, befiehlt meine Mutter, schießt herum und fixiert ihn mit einem Starren. »Du bleibst da! Wir werden das wie Erwachsene klären.«

Die Ironie der Situation entgeht mir nicht. Meine Mutter versucht, den Frieden wieder herzustellen? Während ich aufwuchs, war das immer meine Rolle gewesen.

Ich lache.

»Lilly!«, faucht meine Mutter. »Benimm dich!«

»Bitte deinen Freund, mir meine Briefftasche zurückzugeben«, entgegne ich. »Und meine Handtasche

und mein Handy und meine Autoschlüssel —«

»Genug!« Sie unterbricht mich. »Conner«, sie schaut ihn an, »hast du oder hast du nicht meine Tochter ausgeraubt?«

»Nein, Baby«, sagt er und grinst sie schleimig an. »Du solltest mich besser kennen.«

»Hast du jemals in deinem Leben irgendjemanden ausgeraubt?«

»Also, vielleicht habe ich einigen Kindern das Geld fürs Mittagessen gestohlen, als ich in der High School war.« Er zuckt mit den Schultern. »Aber nein, ich bin kein Ganove.«

»Da, Lilly. Siehst du?«, sagt meine Mutter und dreht sich zu mir zurück. »Er hat es nicht getan.«

Ungläubig klappt mir die Kinnlade herunter. »Du stellst dich auf *seine* Seite?«, stottere ich.

»Ich stelle mich auf die Seite von niemandem«, sagt sie ärgerlich. »Aber wenn Conner sagt, er hat es nicht getan, dann glaube ich ihm. Er ist ein guter Mann. Ein ehrlicher Mann, Lilly.«

»Danke, Baby.«

»Nicht jetzt!«, faucht sie und wendet sich wieder mir zu. »Er hätte dich nicht auf diese Weise ausgenutzt.«

Ich gebe ein Lachen von mir. »Mom, hörst du dich im Moment eigentlich selbst reden? Ich erkenne dieses Gesicht wieder. *Er* ist der Mann, der mich zu dem Motel gebracht hat. *Er* ist der Mann, den ich gesehen habe, wie er vor meiner Tür herumgeschnüffelt hat.«

»Und hast du auch gesehen, wie er deine Sachen genommen hat, Lilly? Hast du mit deinen eigenen Augen gesehen, wie er in dein Zimmer gegangen und mit deiner Brieftasche und Handtasche und Autoschlüsseln wieder herausgekommen ist?«

»Nein! Aber darum geht es hier nicht!«, beginne ich.

»Da.« Meine Mutter fällt mir ins Wort. »Genau da. Siehst du? Du hast es schon immer auf mich und die Männer, mit denen ich zusammen bin, abgesehen. Warum, Lilly? Warum musst du das wieder tun? Conner ist ein guter Kerl. Er kümmert sich um mich. Er verdient genug Geld, sodass er mir sogar mit der Miete hilft —«

»Indem er wehrlose Frauen bestiehl!«, schreie ich sie an. »Erklär mir eines: Woher sonst hätte ich wissen sollen, dass er ein Taxifahrer ist? Du hast das nicht einmal erwähnt!«

»Oh ja«, unterbricht Conner. Wir drehen uns beide in seine Richtung. »Ja, wissen Sie, ich dachte mir schon, dass Sie mir bekannt vorkommen.« Er zuckt mit den Schultern und sieht meine Mutter an. »Diese Gesichter, die verschwimmen alle, weißt du? Aber ich glaube, ich erinnere mich jetzt daran, dass ich sie zu einem Motel ein paar Meilen entfernt von hier gebracht habe.«

»Da! Siehst du? Er gibt es zu!«, schreie ich meine Mutter an.

Conner neigt seinen Kopf auf eine Seite. »Aber ich habe Sie seitdem nicht gesehen. Verdammt, wenn ich gewusst hätte, dass Sie die Tochter von meinem Schatz Renee sind, hätte ich nie zugelassen, dass Sie in dieser Absteige bleiben. Ich hätte Sie direkt zu Mami gebracht.«

»Nennen Sie sie nicht so!«, sage ich angeekelt. »Was ist das, irgend so ein Sex-Kosename?«

Er ignoriert mich. »Ich habe sie davor gewarnt, dort abzusteigen, Baby«, erzählt er meiner Mutter. »Ich erinnere mich an alles, ja. Ich habe ihr gesagt, das sei ein schlimmer Ort. Normalerweise tue ich so etwas für meine Kunden nicht — da ich mich nicht in ihre Privatsphäre einmengen will...«

»*Einmischen*«, korrigiere ich.

Er schaut mich an. »Hä?«

Ich kann diesen verdammten lügenden, plündernden, schäbigen Idioten nicht ausstehen. »Das Wort, das Sie benutzen wollten?«, sage ich und hebe mein Kinn, »Sie meinten ›einmischen‹.«

»Was auch immer.« Er schüttelt seinen Kopf. »Renee, Baby, ich habe sie gewarnt, da ich ein schlechtes Gefühl hatte. Du weißt, dass meine Instinkte sich niemals irren. Ich habe ihr angeboten, sie an einen besseren Ort zu bringen, nur ein paar Ausfahrten weiter auf dem Freeway. Aber sie war dickköpfig. Sie wollte nicht gehen.«

»Das ist meine Lilly«, sagt meine Mutter. »Sie war immer schon so eigensinnig...«

»Mom, ich kann nicht glauben, dass du ihm diesen Mist abkaufst! Er hat mir nie angeboten, mich irgendwo anders hinzubringen. Er wusste, dass er damit seine Einkommensquelle verlieren würde!«

»Nun, beruhigen Sie sich mal, Lilly. Das ist nicht wahr...«, beginnt er.

»Nein!«, sage ich, versuche noch einmal, mich auf ihn zu stürzen und werde wieder von meiner Mutter davon abgehalten. »Nein, Sie werden mich *nicht* mit meinem Vornamen anreden!«

Er hält wieder seine Hände in die Höhe. »Ich entschuldige mich.« Er wendet sich an meine Mutter. »Mein Gott, sie ist aber eine kratzbürstige Kleine, oder?«

»Conner, es tut mir so leid«, sagt Renee. »Ich weiß nicht, was in sie gefahren ist. Vielleicht hattest du Recht. Vielleicht solltest du uns ein bisschen Freiraum geben.«

»Was auch immer meine Dame wünscht, ich gehorche«, sagt er und senkt seinen Kopf nach unten. »Ich werde draußen im Auto warten.«

»Was auch immer meine Dame wünscht, ich

gehorsche«, forme ich hinter ihm lautlos mit den Lippen und zeige ihm dann den Stinkefinger.

Er schließt die Tür, und meine Mutter und ich sind wieder allein in ihrem Wohnwagen.

Sie wendet sich umgehend gegen mich. »Wirklich, Lilly«, verurteilt sie mich. »Wirklich? Ich meine, *wirklich?*«

»Wirklich was, Mom?«, hinterfrage ich und atme tief ein, um mich davon abzuhalten, handgreiflich zu werden.

»Wirklich, sind wir wieder da angekommen? Sind wir wieder bei all diesen jugendlichen Spielen? Mein Gott, es fühlt sich so an, als wärst du noch in der High School.«

»Übersiehst du vollkommen die Tatsache«, beginne ich vernünftig, »dass der Mann, mit dem du zusammen bist, ein popeliger, zwielichtiger Krimineller ist?«

Meine Mutter wirft ihre Hände in die Höhe. »Und da fängst du schon wieder an«, sagt sie. »Immer beschuldigst du mich, etwas Falsches zu tun. Bist du eifersüchtig, Lilly? Ist es das? Weil du *ein* Bild von mir und deinem Vater gesehen hast?«

»Eifersüchtig?«, stottere ich vollkommen ungläubig.

»Eifersüchtig auf was?«

»Eifersüchtig, dass Conner nicht *er* ist«, beendet meine Mutter den Satz. »Warum musst du das immer wieder tun, Lilly? Warum musst du immer versuchen, die guten Dinge in meinem Leben zu zerstören?«

»Conner ist *nichts* Gutes, Mutter«, sage ich flach. »Selbst wenn du nicht glaubst, dass er mich ausgeraubt hat — was er verdammt noch mal getan hat — solltest du in der Lage sein, das selbst zu erkennen. Was sagen dir *deine* Instinkte über ihn?«

»Meine Instinkte«, betont Renee, »sagen mir, dass Conner seit langer Zeit der erste Mann ist, der mich anständig behandelt. Vielleicht ist er nicht perfekt«, sie grinst mich höhnisch an. »Es tut mir leid, dass wir nicht alle einen *Jeremy Stonehart* in unserem Leben haben können. Er ist das Beste, was mir seit langer Zeit passiert ist. Bevor *du* aufgetaucht bist, war er der einzige Lichtblick in meinem Dasein. Das kannst du halten, wofür auch immer du willst. Närrisch, erbärmlich, schwach, was

auch immer. Aber ich warne dich, Lilly, vermässe mir das *nicht!*«

»Du glaubst also eher einem Mann, den du seit — wie lange, einigen Monaten? — kennst als deiner eigenen Tochter?« Ich kann meine Verachtung kaum verbergen.

»Nein!«, ruft sie aus. »Nein, wage das ja nicht, Lilly Ryder! Vor weniger als achtundvierzig Stunden *hatte* ich keine Tochter. Das waren die Worte, die ihr über ihre eigenen Lippen gingen, als sie mich verlassen hat. Du denkst, ich erinnere mich nicht? Ich erinnere mich nur allzu gut. ›*Es wäre besser für dich, wenn du so tätest, als wäre ich niemals geboren worden*‹ sagte sie zu mir. Das waren ihre Abschiedsworte. *Deine* Abschiedsworte! Also nein, du hast kein Recht, diese Karte zu spielen. Überhaupt kein Recht! Conner ist das einzig Reale und Solide in meinem Leben. Mein Gott! Warum musst du dich immer mit meinen Freunden anlegen? Damit ich weiß, dass sie nicht gut genug für dich sind? Ganz offensichtlich ist das niemand, es sei denn, er ist ein Multimilliardär. Habe ich Recht? Nun, dann habe ich Neuigkeiten für dich, Liebes. Nicht jeder kann einen Mann wie ihn einfach so umhauen.

Nicht jeder ist erst zwanzig Jahre alt!«

Und dann verstehe ich. Meine Mutter hat Angst. Sie hat Angst davor, alt zu werden. Sie hat Angst davor, allein alt zu werden.

Das ist der Grund, warum sie die Augen vor dem verschließt, was ihr direkt ins Gesicht blickt. Nicht weil sie nicht intelligent genug ist, es zu sehen. Sondern weil sie beschlossen hat, es nicht sehen zu wollen.

Es genügt fast, mich meinen wachsenden Zorn auf sie vergessen zu lassen — fast... fast...

Aber dann kehre ich direkt zu meiner bisherigen Denkweise zurück.

»Mom, er hat mich *ausgeraubt*«, betone ich.
»Verstehst du das nicht? Der Mann, mit dem du zusammen bist, hat deine Tochter *ausgeraubt*. Bedeutet dir das gar nichts?«

Renee beginnt, im Zimmer auf und ab zu gehen.
»Vielleicht, wenn sie unvorsichtig genug war, sich ausrauben zu lassen«, zischt sie, »hat sie das auch verdient.«

Ich atme scharf ein. »Was hast du gerade gesagt?«

»Genau das, was deine verdammten Ohren gehört haben!«, keift meine Mutter mich an. »Du kannst nicht einfach wieder in meinem Leben auftauchen und so tun, als wären die Dinge einfach perfekt. Du kannst nicht von mir erwarten, dass ich deinetwegen alles wegwerfe, was ich mir aufgebaut habe. Freue ich mich, dich zu sehen? Mein Gott, ja! Habe ich von irgendeinem Zeichen geträumt, dass du noch am Leben bist und dass du dich an mich erinnerst? Jede verdammte Nacht. Aber du kannst *nicht* hier hineinschneien und glauben, du könntest mir vorschreiben, was ich zu tun habe. Dies ist *mein* Leben, Lilly. *Meines!* Ich bin nicht mehr für dich verantwortlich. Also danke für dein Urteil. Aber danke nein. Ich werde bei dem bleiben, was ich habe. Bei dem, was ich kenne. Bei dem, was sicher ist.«

»Also das war's dann?«, sage ich leise. Meine Gefühle legen sich langsam. Alles, was ich spüre, ist eine Leere, die sich in mir ausbreitet. »Du glaubst Conner mehr als mir? Du ziehst ihn mir vor?«

Renee dreht sich vom Fenster weg. »Er ist immer noch da draußen«, sagt sie leise. »Er ist da draußen und wartet auf mich. Conner ist ein guter Mann, Lilly. Ich wünschte mir nur, du würdest ihm eine Chance geben.«

»ER HAT MICH AUSGERAUBT!«, explodierte ich.

Renee schüttelt ihren Kopf. »Vielleicht hat er das getan. Vielleicht auch nicht. Ich werde das niemals wissen.«

Sie klingt traurig.

»Mom, schau«, sage ich sanft, während ich auf sie zugehe und ihre Hand nehme. Ich kann merken, wie der Fortschritt, den wir während der letzten Nacht gemacht haben, mir entrinnt. Und das will ich nicht. Ich möchte sie nicht wegen etwas Unbedeutendem — wegen etwas so Belanglosem — wie diesem verlieren.

»Ich weiß, dass du es nicht glauben wirst. Aber warum sollte ich lügen? Du hast gesehen, wie ich aussah, als ich in deinem Imbiss aufgetaucht bin. Glaubst du, ich bin einfach nur aus Spaß zehn Stunden im Schneeregen und in der Dunkelheit umhergewandert?«

Ich schüttele meinen Kopf. »Ich habe das getan, weil ich entschlossen war, dich zu sehen. Das war der einzige Grund für meine Reise. Ich sollte eigentlich jetzt in Kalifornien sein und für Stonehart Industries arbeiten. Ich werde morgen zurückkehren. Bitte, bitte. Mach das nicht zu einer Wahl zwischen ihm und mir. Ich weiß, dass ich mich nicht in deiner Position befinde. Ich weiß, dass ich keine Ahnung habe, wie dein Leben mit Conner bisher gewesen ist... vielleicht war es wunderbar. Wenn das der Fall ist, freue ich mich für dich. Aber, Mom...«, ich fasse sie bei den Schultern und schaue ihr direkt in die Augen, »du musst ehrlich zu dir selbst sein! Behalte Conner, wenn du das möchtest. Ich sage dir nicht, dass du mit ihm Schluss machen sollst. Du kannst deine eigenen Entscheidungen treffen. Ich sage nur — ich bitte dich nur darum — mir zu glauben, wenn ich sage, dass *er* derjenige war, der mich ausgeraubt hat.«

Meine Mutter schaut mich für einen langen, herzerweichenden Augenblick an. Sie legt eine ihrer Hände über meine. »Oh, Liebes«, sagt sie leise. »Du musst wirklich glauben, dass ich ein Dummkopf bin,

oder?«

Ich schüttle meinen Kopf. »Was?«

»Ich weiß, dass du deinen Vater getroffen hast«, sagt sie. »Warum sonst würdest du hierher kommen, um mich zu sehen? Er ist der Einzige auf der ganzen Welt — außer mir — der weiß, dass du seine Tochter bist.« Sie hält inne, als würde sie darauf warten, dass ich ihr zustimme.

»Ich weiß, dass du es bisher vermieden hast, das zu erwähnen. Ich habe auch nicht danach gefragt. Wie du es herausgefunden hast und wie du ihn gefunden hast. Ich habe nicht gefragt, denn diese Dinge spielen für mich keine Rolle. Und doch... doch scheinst du zu wollen, dass das der Fall ist.«

Ich öffne meinen Mund, um zu protestieren... und schließe ihn dann wieder.

»Ich bin nicht blind, nein, nicht so, wie du glaubst. Ich weiß, was das Ziel deiner Reise ist. Ich weiß, dass du möchtest, dass Paul und ich wieder zusammenkommen. Ich weiß, dass du die Familie haben willst, von der du glaubst, dass du sie verloren hast.«

»Was?«, stottere ich verblüfft. »Nein, Mom, darum geht es überhaupt nicht...«

Sie schüttelt ihren Kopf. »Du kannst mich nicht anlügen, Lilly. Ich bin die gleiche Frau, die deine Windeln gewechselt hat, vergiss das nicht. Ich kann dir in die Augen schauen. Ich weiß, wann du mir die Wahrheit sagst. Ich kenne die wahren Gründe — deine ultimativen Motive — für deinen Versuch, mir zu zeigen, dass Conner ein schlechter Mensch ist.«

»Es gibt keine versteckten Motive!« Ich wirbele herum, angeekelt von ihr, von mir — davon, wo diese ganze Situation uns hingebracht hat. Ich stakse durch den Raum in vollkommener Ungläubigkeit dessen, was meine Mutter versucht, mir weiszumachen. Ich drehe mich zurück und schaue ihr in die Augen.

»Fein«, entgegne ich. »Fein, wenn es das ist, was du wirklich glaubst.«

Traurig nickt sie mit dem Kopf. »Das tue ich.«

»Dann werde ich dich mit meiner Gegenwart nicht länger belasten. Ich werde gehen, und du kannst zu deinem

Märchen im Lalaland zurückkehren, wo die Männer, mit denen du ausgehst, nicht fähig sind, deine Tochter auszurauben, und wo diese sich Lügen ausdenkt, nur um dich in die Irre zu führen.«

Ich suche nach meinem Mantel, finde ihn, und nehme ihn vom Bügel.

»Es war schön, sich wieder mit dir zu vertragen, Mom«, sage ich und eile an ihr vorbei. Ich öffne die Tür und lasse die kalte Luft ins Zimmer hineinströmen. Ich halte an und drehe mich um. »Oh, da gibt es noch etwas, von dem ich dir noch gar nicht erzählt habe. Etwas, was ich dir im richtigen Augenblick mitteilen wollte. Aber da ich jetzt gehe, glaube ich nicht, dass ich noch eine weitere Gelegenheit bekommen werde.

Dad? Paul? Nun, er befindet sich in einer psychiatrischen Anstalt. Er ist geisteskrank. Ich dachte nur, du solltest das wissen.« Und damit schließe ich die Tür hinter meiner Mutter und beende ein Kapitel, das kaum begonnen hatte.

Kapitel Achtzehn

»Ein R-R-R-Gespräch für Mr. Stonehart«, stottere ich und kauere mich in der Telefonzelle zusammen.

Es ist eiskalt. Der weiße, flockige Schnee trägt. Von drinnen sieht es vielleicht wie ein Winterwunderland aus. Draußen bringt es einen um.

Es hat eine halbe Stunde gedauert, bis ich diese Telefonzelle gefunden habe. Vielleicht sogar länger. Ich habe keine Möglichkeit zu beurteilen, wie viel Zeit vergangen ist, außer wenn ich bedenke, dass meine Nase kurz davor ist abzufrieren.

»Es tut mir leid, Miss«, lässt die Vermittlung mich wissen, »dieser Name befindet sich nicht im Telefonbuch. Haben Sie eine Nummer?«

Ich nenne der Frau die Nummer von Jeremys Handy, gebe ihr meinen Namen und warte.

Die Sekunden, die vergehen, bevor das Telefon beginnt zu klingeln, sind die längsten meines Lebens.

Jeremy anzurufen bedeutet, mich geschlagen zu geben. Zuzugeben, dass er Recht hatte. Aber zu diesem Zeitpunkt ist das meine einzige Möglichkeit.

Es hat kaum begonnen zu klingeln, bevor ich ein Klicken höre und dann *seine* Stimme.

»Lilly«, knurrt er. »Wo zum Teufel bist du gewesen?«

»Ich brauche Hilfe. Mir ist kalt, und ich bin verloren und allein«, stotterte ich.

»Gut«, faucht er. Das Gift in seiner Stimme lässt mich zusammenzucken. »Du verdienst das. Das kommt davon, wenn du versuchst, deine Grenzen auszutesten. Genau das hast du getan, als du die Autos gewechselt hast, oder nicht?«

Ich möchte nicht kämpfen. »Ja«, gebe ich mit kleiner Stimme zu.

»Und wie hat sich das für dich entwickelt?«, will er wissen.

»Nicht... gut«, antworte ich. »Jeremy, bitte. Ich brauche deine Hilfe. Ich befinde mich allein neben einem Freeway. Es sind mindestens zehn Grad minus. Ich bin

ausgeraubt worden. Ich habe weder meine Kreditkarte noch mein Handy noch meine Handtasche, gar nichts! Bitte. Bitte sei nicht grausam! Nicht wenn ich dich brauche. Nicht jetzt.«

»Du gibst also zu, dass du einen Fehler begangen hast?« Er klingt kalt. Abgeklärt. Leidenschaftslos.

»Ja!«, schreie ich fast ins Telefon hinein. »Ja, Jeremy, das tue ich!«

»Und du kommst zu mir, um Hilfe zu erbitten. Habe ich Recht?«

»Ja!«, sage ich noch einmal. »Bitte, Jeremy, hol mich einfach hier raus! Schick mir etwas Geld! Es gibt eine Western Union-Filiale in einer Tankstelle in der Nähe. Ich bin dort vor kurzem vorbeigekommen. Ich kann mir ein Taxi zu einem Hotel nehmen, dort die Nacht verbringen —«

»Nein«, sagt er.

Mir bleibt fast das Herz stehen. »Nein?«, flüstere ich.

»Nein, Lilly, so löse ich keine Probleme. Ein schwarzer Bentley wird dich in genau drei Minuten

abholen. Du wirst einsteigen. Du wirst zu dem Flugplatz gefahren werden, wo mein Flugzeug auf dich wartet. Wenn du nach Hause kommst, werden wir uns *unterhalten*. Und, Lilly?«, fügt er hinzu, wobei er sich nichts von der Befriedigung anmerken lässt, von der ich sicher bin, dass er sie empfindet, »dieses Mal keine Umwege. Verstanden?«

Als ich in Kalifornien lande, weiß ich immer noch nicht, ob ich wütend, ärgerlich, dankbar oder erleichtert sein soll... in Bezug auf Jeremy oder mich selbst.

Ich hätte es besser wissen sollen, als anzunehmen, dass er mich einfach gehen lassen würde. Die Geschwindigkeit, mit der der schwarze Bentley erschien — weniger als fünf Minuten — bedeutet, dass er mir die ganze Zeit über gefolgt war.

Ich habe wieder und wieder jeden Saum in meiner Jacke überprüft und nach einem Peilsender gesucht, aber

keinen gefunden. Es war das Einzige, das ich auf dem sechsstündigen Flug zu tun hatte, daher weiß ich, dass meine Suche gründlich war.

Nein, Jeremy hat mir kein weiteres seiner kleinen Geräte untergeschoben, als ich nicht hingeschaut habe. Er hat einfach jemanden bezahlt, um mir nachzuspionieren.

Das bedeutet, dass er bereits über alles Bescheid wusste, was passiert ist, bevor ich ihn angerufen habe. Den Diebstahl. Meine törichte Wanderung in der Nacht. Die Tatsache, dass ich meine Mutter gefunden habe und dass sie mich mit nach Hause genommen hat.

Verdammt, jetzt darüber nachzudenken, wo ich mich im Warmen und in Sicherheit befinde und an einen Ort zurückkehre, der mir vertraut ist, lässt mich sehr wütend werden — obwohl ich wahrscheinlich kein Recht habe, das zu sein. Nach dem Vorfall in dem griechischen Restaurant, den Überwachungskameras in Jeremys Haus, all der permanenten Beobachtung, überall wo ich hingehe... fühlt es sich einfach nur so an... als würde mein Dasein von einem Mikroskop zum anderen wandern.

Vielleicht sollte ich mich einfach damit abfinden. Der einzige Ort, an dem ich jetzt wahrlich davor sicher bin, beobachtet zu werden, ist innerhalb Jeremys Haus. Es ist ironisch, dass das der Ort ist, wo alles angefangen hat. Und jetzt ist dieses Haus — Jeremys Anwesen — meine einzige wahre Zufluchtsstätte.

Ich steige aus dem Flugzeug aus und erwarte fast — hoffe? — Jeremy vorzufinden, der auf mich wartet. Aber er ist nicht da. Es ist Simon, Jeremys Fahrer. Er lehnt sich gegen die Seite der Limousine.

Er tippt sich an den Hut, zeigt mir ein vollkommen unangemessenes Augenzwinkern und steigt dann ein. Ich murmele etwas in mich hinein und setze mich auf dem Rücksitz.

Dort wartet ein Päckchen auf mich. Ich schiebe es zur Seite, da ich weiß, dass es eines dieser doppeldeutigen Geschenke von Jeremy ist. Ich werde mich darum kümmern, *nachdem* ich mich um ihn gekümmert habe.

Ich kann hören, wie der Motor läuft, aber wir bewegen uns nicht. Ich klopfe an die Glasscheibe, die uns

voneinander trennt. »Äh, hallo? Sollen Sie mich nicht nach Hause fahren?«

»Mr. Stonehart sagt, Sie sollen das Päckchen öffnen, bevor wir uns auf den Weg machen, Miss«, sagt Simon, während er mich im Rückspiegel betrachtet. Er hält inne. »Ich schlage vor, dass Sie das tun.«

Ich blinzele. »Wie bitte? War das eine *Drohung*?«

»Nein, Miss Ryder«, antwortet Simon ruhig. »Nicht mehr als ein freundschaftlicher Rat.«

Ich betrachte das geschlossene Päckchen. Es sieht so aus, als hätte ich keine Wahl. Ich befinde mich wieder in Jeremys Welt, und hier — ob mit oder ohne Vertrag — muss ich seinen Regeln gehorchen.

»Also gut«, sage ich. Dann füge ich auf die kindischste Art, die möglich ist, hinzu: »Aber nur, weil ich es will.«

»Selbstverständlich deshalb, Miss.«

Ich stelle die schwarze Schachtel auf meinen Schoß und reiße die Verpackung auf. Ich hebe den Deckel an — und atme scharf ein.

Innerhalb der Schachtel befindet sich ein Handy. *Mein* Handy, nicht nur eine Kopie.

Ich sehe das an den wohlbekannten kleinen Dellen auf der Rückseite. Darunter befindet sich meine Brieftasche.

Die, die mir gestohlen wurde.

Ich hebe sie auf und schaue hinein. Nicht eine einzige Karte fehlt. Dort sind mein Personalausweis, mein Führerschein und die Kreditkarten, die Jeremy mir gegeben hat. Selbst das Bargeld, das ich darin aufbewahrt habe, ist noch da!

»Was zum Teufel ist das hier?«, murmele ich in mich hinein.

Simon lächelt. »Mir wurde gesagt, dass Sie so reagieren könnten.« Er dreht sich auf seinem Sitz herum, legt den Gang ein und fährt los.

Auf dem Weg zurück zum Anwesen rast mein Verstand zu allen möglichen verschiedenen Szenarios.

Jeremy verarscht mich. Und zwar gewaltig. Dieses Verhalten ist nicht das, was ich von ihm erwarten würde. Aber ich könnte es von Stonehart erwarten. Problemlos.

Nervös verdrehe ich den Saum meiner Jacke, als wir uns immer weiter Stoneharts Anwesen nähern. Ich habe keine Ahnung, wen ich bei meiner Ankunft vorfinden werde.

Das Handy... die Briefftasche... sind der Beweis dafür, dass der Überfall nicht zufällig stattgefunden hat. Er wurde von Jeremy geplant und von seinen Rowdys ausgeführt.

Wie sonst könnte ich das erklären? Er hat mich die ganze Zeit über beobachten lassen, als ich weg war. Das weiß ich bereits. Vielleicht war der Diebstahl seine Art, mir zu zeigen, dass ich nicht allein auf mich aufpassen kann — dass mein Leben von seinen Wünschen bestimmt wird, selbst wenn ich weg bin.

Ich bin nichts weiter als ein Spielzeug für ihn. Ist es das, was ich dafür bekomme, weil ich das Wort mit »L« nicht erwidert habe, als er es zu mir gesagt hat? Oder geht

es ihm nur darum, nach Feys Offenbarung die Kontrolle wiederzugewinnen?

Was auch immer es ist... wo auch immer wir uns jetzt befinden... es ist schlimmer, als würden wir von vorn beginnen. Egal, welche Freiheiten mir mit dem Verbrennen des Vertrages gewährt wurden, ich befinde mich immer noch vollkommen unter seiner Kontrolle. Jeden Tag.

Bindet er Rose mit etwas Ähnlichem an sich? Nach ihrer eigenen Aussage ist sie eine freie Frau. Und doch übt Stonehart genügend Macht über sie aus, um sie vollkommen gehorchen zu lassen.

Die Limousine hält vor dem Haus. Drinnen brennen die Lichter. Das bedeutet, dass Jeremy zu Hause ist... und auf mich wartet.

Simon öffnet meine Tür. »Es war mir eine Freude, Sie wiederzusehen, Miss«, sagt er.

Ich ignoriere ihn. In einer Hand halte ich mein Handy. In der anderen meine Briefflasche. Es sind die beiden einzigen Besitztümer, die ich von meiner Reise übrig behalten habe... und ich wusste nicht einmal, dass sie mit

mir zurückgereist sind.

Das muss ein abgekartetes Spiel gewesen sein. Das *muss* es einfach. So wie der Vorfall mit Hugh und die daraus resultierende Videoaufzeichnung. Im Büro hat Jeremy entweder Schauspieler angeheuert, oder er hat eine Computeranimation benutzt, um die Aufzeichnung zu ändern, oder... irgendetwas anderes.

Ich weiß auch nicht *warum*. Das ängstigt mich am meisten. Ich bin dabei, die Höhle eines wahrhaftigen Monsters zu betreten — und ich tue das freiwillig.

Vielleicht ist das der Teil, der mich am meisten ängstigen sollte.

Ich gehe die Stufen zur Eingangstür hinauf, wobei jeder Schritt die entsetzliche Angst, die in mir tobt, schlimmer und schlimmer macht. Meine Hände verkrampfen sich um das Handy. Um die Brieftasche. Dies sind meine beiden Verbindungen zur Realität.

Und zu Jeremys Manipulation.

Die Tür ist unverschlossen. Ich drücke sie auf und werfe einen kurzen Blick auf die Kamera an der Decke.

Hat Jeremy mir tatsächlich die vollständige Kontrolle über sein Überwachungssystem gegeben? Oder war das auch ein Schwindel? Hat er irgendeinen Hauptschalter, den er benutzen kann, um den Zugang wiederzuerlangen?

Die Empfangshalle ist leer. Verlassen. Das Geräusch von quietschenden Reifen hinter mir lässt mich aufschrecken. Simon ist davongefahren. Ich bin allein.

Ich schließe die Tür und zucke zusammen, als das Geräusch des einschnappenden Schlosses durch den gesamten Raum hallt.

»Hallo?«, rufe ich aus. »Jeremy? Rose?
Irgendjemand?«

Ich bekomme keine Antwort.

Ich sollte keine Angst davor haben, mich in meinem eigenen Zuhause zu befinden. Aber in diesem Augenblick fühle ich mich so, als wäre ich in einer Szene eines Horrorfilms gefangen. Die Unvorhersehbarkeit von dem, was als nächstes kommt, versetzt mich in Panik. Die Unvorhersehbarkeit dessen, was Jeremy tun wird — welches Gesicht er mir zeigen wird — macht mich höchst

besorgt.

Ich wollte Antworten von ihm einfordern. Ich hatte *geplant*, Antworten von ihm einzufordern. Aber meine Brieftasche und mein Handy zu finden und nicht einmal eine kurze Erklärung dafür zu bekommen, gibt mir die Sicherheit, dass ich mich nicht mehr in der Position befinde, das noch zu tun.

Ich muss vorsichtig vorgehen, wenn ich ihn sehe. Und ich muss absolut — vollkommen — auf der Hut sein. In diesem Augenblick sind wir zwei Menschen, die sich angeblich gleichgestellt sind. Es gibt kein Halsband und keinen Vertrag, die mich binden.

Es gibt nur Jeremys Verdorbenheit. Und er wird alles Erdenkliche tun, um mir das zu beweisen...

Was zum Teufel er auch immer er begehrt.

Vorsichtig gehe ich in Richtung Küche. Ich habe keine Ahnung, was er beweisen will. Ich habe keine Ahnung mehr, was seine Beweggründe sind. Ich weiß nur — ich kann nur mit Sicherheit sagen — dass er ein Verrückter ist... und dass ich mich so tief in seine Existenz

hineingeschlängelt habe, dass keiner von uns jemals loslassen kann.

Die Küche ist leer. Genauso wie das Esszimmer.

»Hallo?«, versuche ich es erneut. »Jeremy? Ich bin hier...«

Ich verliere mich. Ich werde keine Antwort bekommen.

Ich schaue erst im Wohnzimmer nach und gehe dann in den Keller, um das Schwimmbad und die Bar zu durchsuchen. In meinem Hinterkopf weiß ich, dass ich das Unvermeidliche nur hinauszögere. Es gibt nur einen Ort, an dem Jeremy sich in diesem Moment aufhalten kann.

Sein Büro.

Er ist in seinem Büro und wartet auf mich. Ich schaue zu einer anderen Kamera hinauf. Mir läuft ein Schauer den Rücken hinunter. Er wartet auf mich... und *beobachtet* mich?

Ich weiß, dass er in seinem Büro ist, denn das ist der einzige Ort, an dem er die absolute Kontrolle hat. Von dort aus regiert er sein Imperium. Es ist der Raum, den ich so

lange nicht betreten durfte. Er repräsentiert so viel von der Machtdynamik zwischen uns. In ihm befinden sich so viele schreckliche Erinnerungen für mich. Ich bin mir sicher, dass ich ihn dort finden werde.

Symbolik. Einfluss. Kontrolle. Autorität. All diese Dinge bedeuten die Welt für Jeremy. Für eine Weile ließ er mich glauben — egal wie sehr ich mich weigere, das zuzugeben — dass *ich* die Welt für Jeremy bedeutet habe.

Aber in weniger als einer Woche hat sich all das verändert.

Nachdem ich einmal durch den Keller gegangen bin, erreiche ich die Treppe. Ich schaue hoch. Ich habe es bereits zu lange hinausgezögert. Es ist an der Zeit für mich, Jeremy gegenüberzutreten und ein für alle Mal herauszufinden, wo wir wirklich stehen.

Kapitel Neunzehn

Ich höre seine Stimme, die den Flur hinunter hallt, als ich mich nähere.

»Ja, ich weiß. Es ist mir bewusst, dass sie abwesend ist. Fahren Sie mit dem fort, was Sie zuvor getan haben. Nichts hat sich geändert. Nichts —« Er schaut hoch und sieht mich. Seine Augen funkeln.

»Sie ist hier«, sagt er zu demjenigen, mit dem er spricht. »Ich muss Schluss machen.«

Jeremy legt auf. Er schaut mich von seinem Stuhl hinter dem riesigen Schreibtisch aus Eichenholz an.

Er sieht eindrucksvoll aus. Ich sollte wissen, dass ich nichts anderes von ihm erwarten kann. Ein tiefrotes Hemd, die Farbe von Blut, liegt locker auf seinen Schultern und läuft in Richtung Taille spitz zu. Ein marineblaues Jackett hängt über einer Ecke seines Schreibtisches. Sein dunkles Haar ist zurückgekämmt, nicht eine Strähne fehlt am Platz, und sein Kinn ist mit dem Hauch dieser Stoppeln am Ende

eines Tages bedeckt, die ich so unglaublich sexy finde.

Aber ich kann nicht zulassen, dass seine körperliche Erscheinung mich beeinflusst. Ich habe beschlossen, Jeremy gegenüber genauso kühl aufzutreten wie er es tut. Genauso desinteressiert. Genauso leidenschaftslos.

Natürlich ist das von uns beiden alles nur gespielt. Aber in diesem Augenblick nehme ich an dem Pokerspiel meines Lebens teil.

Wir werden sehen, wer als erstes blinzelt.

»Das war eine Unterhaltung über dich«, teilt Jeremy mir mit. »Deine Teammitglieder haben sich gefragt, wo du warst.«

»Du hast mich gezwungen, Urlaub zu nehmen«, sage ich, wobei ich meine Stimme gleichgültig klingen lasse. Ruhig bewege ich mich auf den Stuhl ihm gegenüber zu und setze mich hin.

»Ah, ja.« Er lehnt sich zurück. »Und wie gut hat sich das für dich entwickelt?«

»Es war großartig«, sage ich und streiche mein Haar über eine Schulter. Ich schaue weg. »Ich habe dich

vermisst«, sage ich zu niemandem im Besonderen.

»Es ist auch gut, dich zu sehen, meine Lilly-Blume«, sagt Jeremy.

Unsere Blicke treffen sich. Ein elektrischer Funke erfüllt die Luft.

»Stonehart Industries ist es gut ergangen, während ich weg war?«, frage ich. »Keine PR-Katastrophen, von denen ich wissen sollte?«

»Keine«, lächelt Jeremy. »Wir befinden uns auf dem Weg, die größte Börseneinführung vorzunehmen, die die Industrie in den vergangenen Jahrzehnten gesehen hat.«

»Es scheint, dass meine Position nicht ganz so wichtig ist, wie du sie dargestellt hast.«

»Vielleicht war es ein wenig ein Freundschaftsdienst.« Er legt seine Fingerspitzen aufeinander und klopft mit den Zeigefingern gegeneinander. »Ich habe sehr viel an dich gedacht, während du weg warst.«

»Wirklich?« Ich verschränke meine Beine. »Das ist merkwürdig. Ich habe kein einziges Mal an dich gedacht.«

Jeremy legt eine Hand über sein Herz. »Wirklich, Lilly. Du tust mir weh.«

»Es war schön, mal wegzukommen.«

»Ja«, Jeremy Lächeln vergrößert sich. »Aber du bist zurückgekommen.«

»Hatte ich eine Wahl?«

»Die Welt ist voller Wahlmöglichkeiten, Lilly. Du suchst dir deinen eigenen Weg.«

Ich nicke einmal. »Ein Weg, der mich permanent zu dir zurückführt.«

»Hm«, stimmt er zu.

»Weißt du, mir ist auf meiner Reise etwas Merkwürdiges zugestoßen.«

»Ach ja?«

»Ja. Ich wurde ausgeraubt.« In einer sehr kontrollierten, bedachtsamen Bewegung lege ich meine Brieftasche und mein Handy auf den Schreibtisch. »Diese Gegenstände wurden mir weggenommen.«

»Und nun«, Jeremy legt seine Hände auf seine Stuhllehne, »sieht es so aus, als hättest du sie

zurückbekommen.«

Ich beuge meinen Kopf zur Seite und schaue ihm direkt in die Augen. »Das war der merkwürdige Teil. Gestohlenes Eigentum folgt einem Menschen normalerweise nicht nach Hause.«

»Aber dieses hat es getan.« Jeremy lehnt sich nach vorn. »Wie... sonderbar.«

»Ja«, sage ich und bin unfähig, meine Hände vom Tisch zu nehmen. »Dieses hat es getan.«

»Dürfte ich... einen der Gegenstände sehen?«, flüstert er. Seine Stimme ist heiser.

»Du darfst«, sage ich. Ich kann nicht wegschauen.

»Könntest du ihn mir reichen, bitte? Der Abstand... die Entfernung... ist so groß.«

Ich hebe mein Handy an und reiche es ihm mit einer zitternden Hand.

Sexuelle Spannung schwebt im Raum.

Er nimmt das Handy — und greift dann nach meinem Handgelenk. Meine Augen flackern auf. *Seine* sind mit Lust und Gier gefüllt.

»Lilly«, sagt er. »Ich habe dich wirklich, wirklich vermisst.«

Und dann zieht er mich nach vorn und kommt mir auf halbem Weg über dem Tisch mit einem versengenden Kuss entgegen.

Umgehend sind alle meine Hemmungen verschwunden. Ich klettere auf den Tisch und entledige mich dabei meiner dicken Jacke. Jeremy zieht mich zu sich hin und umfasst meinen Hintern, als ich meine Beine um seine Taille herumschlinge. Seine Hände gleiten an meinen Beinen und meinen Oberschenkeln auf und ab, während sein Mund meinen verschlingt.

Er dreht uns herum, sodass seine Hüften an der Kante lehnen und ich mich an ihm festklammere. Meine Hände reißen sein Hemd auf. Ich ziehe es über seine Schultern und aus seiner Hose heraus und werde mit dem harten, festen Gefühl seines Körpers belohnt.

Er gibt ein tiefes Knurren von sich und vertieft seinen Kuss. Er löst sich von mir und wirbelt noch einmal herum. Ich schreie auf, als er mich auf die unnachgiebige

Oberfläche des Eichenholzes fallen lässt. Er reißt meine Bluse auf. Knöpfe fliegen durch die Luft. Meine Brüste stehen hervor, und meine Brustwarzen sind vor Erregung bereits steif.

»Verdammt, Lilly«, keucht er und lässt seine Hände über meine nackte Haut gleiten. »Schau dich an! Du bist eine verdamnte Göttin.«

Und dann beugt er sich hinunter und küsst mich erneut. Ich winde mich unter ihm und verliere mich in dem einfachen Vergnügen, seine Haut auf meiner zu spüren.

Er hebt seinen Kopf an. »Verdammt, ich habe dich vermisst«, sagt er noch einmal. »Ich habe es vermisst, dich zu *ficken*.«

»Ich habe dich auch vermisst«, hauche ich und greife nach seinem Haar, um ihn wieder zu mir hinunterzuziehen.

Die Leidenschaft dieses Kusses vereinnahmt mich. Mein Herz schlägt mit der Kraft von eintausend Pferdestärken. Mein gesamter Körper besteht aus einer berausenden Mischung aus Lust, Erregung, Verlangen und *Begehren*.

Begehren, Begehren, Begehren.

Jeremys Hand gleitet unter meinen Hosenbund. Ich atme scharf ein, als seine Finger die Stelle finden. Er beginnt, meine Klitoris zu streichen, hoch und runter, vor und zurück, und ich winde mich und stöhne.

»Du wirst kommen, Lilly!«, lässt er mich mit seiner autoritären und tiefen Stimme wissen. Sie durchfährt mit diesem unglaublichen Bass meinen Körper und erweckt all meine Synapsen zum Leben. »Du wirst für mich kommen, wenn ich es dir sage!« Seine Finger beginnen, sich noch schneller zu bewegen.

»Bereit?«, knurrt er.

»Nein, Jeremy —« Ich versuche, ihn von mir weg zu drücken. »Das ist zu schnell. Das —«

»Bereit?«, wiederholt er, wobei seine Stimme keinen Platz für einen Widerspruch lässt. »Du wirst kommen, Lilly-Blume, genau... jetzt!«

Und auf seinen Befehl hin überkommt mich der herrlichste Höhepunkt meines Lebens. Er strömt durch mich hindurch. Mein Körper zittert, als ich in die Höhe

steige, und verliert sich in der reinen Ekstase von Jeremy Stonehart. In der reinen Ekstase, die nur er mich jemals hat fühlen lassen können.

Als die allgemeine Erregung sich legt, liege ich beugend auf dem Tisch und schnappe nach Luft. Jeremy hält immer noch seine Hand zwischen meinen Beinen. Ich klammere meine Schenkel um ihn herum und zeige ihm ein schiefes Lächeln.

»Das war einfach, da du mich so lange nicht gesehen hast«, sagt er. Sein Blick bohrt sich in mich hinein und ist mit einem dunklen Dunst der Leidenschaft vernebelt. »Und ich dich. Aber mit der Zeit werde ich dich lehren, auf Kommando zu kommen. Mit der Zeit...«, er lehnt sich nach unten, wobei seine Wange an meiner entlanggleitet und die Stoppeln ein Zittern an meinem Rücken hinunter senden, »...wirst du lernen, durch nichts anderes als das reine, tiefe Geräusch meiner Stimme zu kommen.«

Eine Welle der Lust lässt mich erschauern, als er in mein Ohr haucht. »Du wirst großartig werden, Lilly. Ich werde dir Höhepunkte bescheren, von denen du niemals

geträumt hast. Und als Gegenleistung...« Seine Hand bewegt sich nach oben und ergreift eine meiner Brüste. Er drückt zu. *Fest.* »...wirst du nur mir gehören.«

Kapitel Zwanzig

Wir ficken auf dem Tisch. Auf dem Stuhl. Gegen die Fenster gedrückt. Auf dem Boden genau neben der Stelle, an der er mich einmal angeleint und getreten hat.

Wir ficken überall und auf jede erdenkliche Weise. Heute Abend holt Jeremy definitiv die verlorene Zeit nach. Und ich bin nur allzu bereitwillig, ihn zu lassen.

Er vereinnahmt mich. Meinen Körper, meinen Geist, mein Wesen. Außer der Bedeutung seiner Gegenwart vergesse ich alles um mich herum. Er lässt mich empfinden...

Warte! Das ist es! Er lässt mich *empfinden*.

Falls ich vergessen haben sollte oder beschlossen habe, nicht darüber nachzudenken, wie der Sex mit Jeremy ist, ist dies eine eindrucksvolle Erinnerung. Mein Körper reagiert auf eine Weise auf ihn, wie er niemals auf einen anderen Mann reagieren wird. Wir haben eine Verbindung, eine wahrhaftige Bindung zwischen unseren beiden

physischen Körpern. Es ist, als wäre ich für ihn gemacht und er für mich.

Zumindest körperlich.

Die Psychospiele, der ehemalige Missbrauch, die momentane Manipulation... nichts von alldem spielt eine Rolle. Nicht jetzt. Nicht wenn er und ich uns in solch perfekter Harmonie befinden.

Vielleicht ist diese gewisse Spannung zwischen uns genau das, was wir brauchen, um den Sex so großartig zu machen. Vielleicht ist das der Schlüssel zu unserer Beziehung. Sie fügt sich zu etwas zusammen, das eine Synergie erstellt, die sowohl wunderschön als auch lebenswichtig ist.

Sie ist wunderschön in Bezug auf die Dinge, die sie mich fühlen lässt. In Bezug auf die Dinge, die sie uns beide fühlen lässt. Sie ist wohl aus den gleichen Gründen lebenswichtig.

Aber sie ist ebenso abscheulich. Abscheulich wegen ihres Ursprungs. Abscheulich wegen dem, was sie benötigt, um vollkommen aufzublühen.

Stunden später, als wir beide schließlich ausgelaugt sind und oben in Jeremys Bett liegen, weiß ich, dass es an der Zeit ist, einige unbehagliche Themen anzusprechen.

»Jeremy«, sage ich und schaue zu ihm auf. »Wir müssen uns unterhalten.«

Er atmet aus. »Ich weiß. Aber nicht jetzt. Morgen —«

»Nein, Jeremy. Nicht morgen. Heute Abend. Heute.«

Er seufzt. »Warum kannst du das hier nicht einfach genießen?«, fragt er. »Schwelge einfach in dem Nachglühen.« Er nimmt meine Hand und drückt sie als ein Zeichen der Zuneigung, die er mir seit langer Zeit nicht gezeigt hat. »Das war außergewöhnlicher Sex.«

Das Grollen seiner Stimme lässt mein Inneres mit allen möglichen Arten des Entzückens erschauern. Die Intimität dieses Augenblicks lässt mich zögern, ihn zu zerstören.

Es ist etwas, das wir schon sehr lange nicht mehr miteinander geteilt haben.

Aber zerstören muss ich ihn. Denn es gibt mehr in unseren Leben als nur Sex. Sehr viel mehr. Und ich kann

nicht zulassen, dass die Reaktion meines Körpers meine anderen Verbindungen mit ihm diktiert.

Ich setze mich auf und rutsche von ihm weg. »Es gibt ungelöste Probleme zwischen uns«, sage ich.

Vergnügt beugt er seinen Kopf in meine Richtung.
»Was du nicht sagst.«

»Ja, Jeremy, und es gefällt mir nicht, dass du dich darüber lustig machst!« Er lächelt. »Das ist nicht zum Lachen!«

»Vielleicht nicht in deinen Augen«, sagt er leise.
»Aber du musst zugeben, dass es aus meiner Perspektive ziemlich lustig ist, wenn eine nackte Frau eine ernsthafte Unterhaltung führen will... und erwartet, ernst genommen zu werden.«

Ich werde wütend, greife nach der Ecke des Bettlakens und ziehe es hoch über meine Brust. Ich werfe ihm bitterböse Blicke zu. »Besser?«

»Leider nicht«, sagt er. »Der Ausblick ist sehr viel schlechter.«

Ich strecke ihm meine Zunge entgegen. Er lacht.

»Also gut, Lilly«, sagt er, setzt sich auf und lehnt sich gegen das Kopfende. Die Veränderung seiner Position entblößt seinen gesamten, wunderschönen Oberkörper. Seine Brustmuskeln spannen sich leicht an, als er sich zurecht setzt, und seine Schultern und Arme und Brustmuskeln sind perfekt geformt.

Ich könnte stundenlang seinen Körper anstarren. Oder besser noch, ihn verzehren. Seine Haut küssen und meinen Weg seine Bauchmuskeln hinaufleckten, die Höhen und Tiefen unter meiner Zunge spüren...

Ich komme wieder zu mir und schüttle erschreckt meinen Kopf. Ich zwingen mich dazu, ihm in die Augen zu schauen. Der Anschein eines wissenden Lächelns formt sich auf seinem Gesicht.

»Siehst du, was ich meine?«, fragt er leise. »Bist du dir sicher, dass es nicht besser wäre zu warten?«

»Nein, Jeremy, wir müssen das *jetzt* tun«, sage ich entschlossen. »Nicht morgen. Genau jetzt. Heute Abend.«

»Nun gut.« Er klopft auf den leeren Platz neben sich. »Aber komm näher. Ich möchte dich halten, während wir

uns unterhalten.«

Die Ernsthaftigkeit seiner Bitte... die reine, einfache Bedeutung dieser Worte... lässt mein Herz schneller schlagen. Hier spricht *Jeremy*... der Mann, den ich während unserer Reise auf seine Insel enthüllt habe. Nicht der kalte, harte Stonehart, sondern der liebe und gütige Jeremy. Der Mann, der einmal der kleine Junge war, von dem Charles mir erzählt hat.

Ich muss meine gesamte Willenskraft aufbringen, um seine Bitte abzuschlagen. Entschlossen schüttele ich meinen Kopf, hasse es, dass ich diesen Augenblick nicht genießen kann, und verabscheue die Tatsache, dass unsere Beziehung an diesem Punkt angekommen ist.

Es gibt nur einen Weg, der es mir möglich macht, das zu tun, ohne nachzugeben: Ich muss mich selbst daran erinnern, dass all dies seine Schuld ist. All die Sorgen, Bedenken und Unsicherheiten in meinem Geist sind wegen der Dinge entstanden, die *er* als Folge von zwei Telefonanrufen getan hat.

Sein Blick verdunkelt sich. Ich spüre, dass eine

Veränderung in ihm stattfindet.

»Nun gut«, sagt er. Seine Stimme ist tief und gefährlich. Wir haben trübe Gewässer betreten. »Worüber willst du dich unterhalten?«

Ich beiße mir auf die Lippen und zögere. Mir gefällt die Veränderung überhaupt nicht, die Jeremy durchläuft — die Veränderung, die ich gerade hervorgerufen habe. Aber es ist jetzt zu spät, um zurückzuweichen. Wer A sagt, muss auch B sagen.

»Als erstes«, sage ich und bereite mich auf seine Reaktion vor... wie auch immer die sein mag, »sind da die Fotos. Dein Fahrer. Und Hugh.«

Jeremy gibt ein ärgerliches Geräusch in seiner Kehle von sich, als ich diesen Namen erwähne.

Ich fahre unermüdlich fort. »Was ist am Montag im Büro geschehen, Jeremy? Sag mir die Wahrheit, denn ich bin davon überzeugt, dass du es weißt.«

»Du hast auf dem Bildschirm gesehen, was geschehen ist«, erklärt er mir.

Seine Stimme enthält einen bestimmten,

merkwürdigen Tonfall, den ich noch nie zuvor bemerkt habe. Er erinnert mich ein wenig an einen Teenager, der versucht, ein Geheimnis für sich zu behalten, welches er verzweifelt preisgeben möchte.

»Nein, Jeremy«, sage ich. »Ich habe gesehen, was passiert ist — ich habe *erlebt*, was passiert ist. Und das ist *nicht* das, was das Video gezeigt hat.«

Er hebt eine Augenbraue. »Willst du andeuten«, sagt er ausweichend, »dass das, was du auf dem Bildschirm gesehen hast, vielleicht... *falsch* war?«

Mir stockt der Atem. »Du hast es getan!«, beschuldige ich ihn.

Jeremy spreizt seine Hände in einer »Wer, ich?«-Geste... und lächelt dann breit.

»Bravo, Lilly«, sagt er. »Du hast die Wahrheit herausgefunden.«

Mir dreht sich der Kopf. Über die Möglichkeit nachzudenken, sie zu erwägen und mich darüber zu wundern ist eine Sache... aber sie nach Jeremys eigenen Angaben bestätigt zu bekommen ist eine ganz andere.

»Warum?«, sage ich. »Ich meine, was... *warum?*«

»Es ist eine neue Technologie, die Stonehart Industries entwickelt hat«, sagt Jeremy. Er steht auf, geht quer durch den Raum, greift nach einem Bademantel und zieht ihn sich über. »Sie befindet sich noch in der Anfangsphase, nähert sich aber jeden Tag ein wenig mehr der Vollendung.

Es ist ein fortgeschrittener Computersimulations-Algorithmus. So viel besser als die primitiven Dinge, die du in Videospielen oder selbst Filmen siehst. Es ist ein Programm, das in der Lage ist, in Echtzeit Videos zu erstellen, die von der Realität nicht zu unterscheiden sind. Das schließt Computermodelle von lebenden Menschen mit all ihren Details ein... bis hin zu den feinsten Gesichtszügen. Wir haben uns in unbekannte Gewässer vorgewagt, Lilly, und das? Das ist eine Errungenschaft, die den Nobelpreis verdient.«

»Du hast mich reingelegt«, sage ich. Mein Inneres fühlt sich hohl an. »Du hast mich getäuscht. Du hast mich glauben lassen, ich würde den Verstand verlieren!«

»Ja, ja, ja!«, sagt Jeremy. Ich höre wachsende Erregung in seiner Stimme. »Verstehst du nicht, Lilly? Ich habe getan, was ich tun musste. Du hast den kräftigsten Verstand, den ich kenne. Wenn die Simulation genügte, um dich zu täuschen — nun, das ist die beste Generalprobe, die es gibt. Wenn *du* diesem Trick zum Opfer fallen konntest, nun, stell dir vor, welche Wirkung er auf die Masse haben wird!«

»Du bist krank«, sage ich. »Verdreht. Du hast mich an meinem eigenen Verstand zweifeln lassen als... als... als eine ›Generalprobe!« Zorn überkommt mich jetzt.

Ich tue nichts, um ihn zu unterdrücken.

»Wie kannst du es wagen, Jeremy? Du behauptest, mich zu lieben, und dann tust du — *so etwas!*« Ich springe aus dem Bett und hülle mit schnellen und wütenden Bewegungen das Laken um meinen Körper herum. »Also was bin ich für dich, irgendeine Art von Versuchskaninchen? Als erstes war da das Halsband. ›Um die Batterie für den Gebrauch in deinem Handy zu testen‹, hast du gesagt. Und nun *das hier*? Mich zum Narren zu

halten und dir Freiheiten zu nehmen, die dir nicht zustehen, und aus welchem Grund? Um zu sehen, wie gut dein neues Spielzeug funktioniert?«

»Das ist kein Spielzeug, Lilly«, sagt Jeremy ernst.
»Und ich brauchte einen Beweis. Ich brauchte die Bestätigung, dass es funktioniert. Du warst in diesem Fall das Opfer, ja, aber ich habe es dir für das Allgemeinwohl angetan.«

Ich zeige mit einem Finger auf ihn. »Fang nicht damit an!«, warne ich ihn. »Wag es ja nicht, mir mit dem ›Allgemeinwohl‹ zu kommen. Welches Allgemeinwohl, Jeremy? Deines? Stonehart Industries?«

»Beides«, schnappt er. »Und deines auch, Lilly. Du bist jetzt an den Erfolg des Unternehmens gebunden. Du bist an *mich* gebunden.«

»Und was, wenn ich nicht an dich gebunden sein will?«, fauche ich. »Was, wenn ich mich losreißen will?«

Er hat den Nerv — den verdammten Nerv — zu lachen. »Ich habe bereits alle Verträge durchtrennt, die dich hier halten«, sagt er. »Du bleibst aus deinem eigenen

Willen hier.«

»Oh, das ist ja wohl eine Frechheit«, fauche ich. »Und warum hast du mich den ganzen Weg durch Maine hindurch verfolgt? Warum hast du den Überfall inszeniert? Denn das ist nur auf deinen Befehl hin geschehen, oder nicht?«

»Ich musste dich testen«, sagt er. »Zur gleichen Zeit habe ich auf deine Sicherheit geachtet.«

»Ein *weiterer* Test, Jeremy? Wirklich? Ich meine — wirklich?«

»Ja«, sagt er. Er tritt einen Schritt auf mich zu. »Und du hast ihn mit fliegenden Fahnen bestanden. Ich muss wissen, ob die Frau, mit der ich mein Leben verbringen will, die Qualitäten besitzt, die ich in einer Gefährtin suche.«

»»Die Qualitäten, die du in einer Gefährtin suchst?« Kannst du dich eigentlich im Moment selbst sprechen hören, Jeremy? Weißt du, wie nüchtern du das alles klingen lässt?«

»Das tue ich«, sagt er. »Das ist es, was du wolltest.

Erinnere dich an die Abmachung, die wir im Flugzeug getroffen haben. Ich darf meine wahren Gefühle für dich nicht erwähnen. Dies ist das einzige Resultat, dass du erwarten kannst.«

Ich lache. »Ha! Also versuchst du jetzt, mich dafür verantwortlich zu machen? Du hast mir einmal gesagt, dass du Ehrlichkeit schätzt — dass du Ehrlichkeit *brauchst*, besonders mit dir selbst, um in der Geschäftswelt erfolgreich zu sein. Nun, das ist ein Haufen Mist, oder nicht?« Ich starrte ihn zornig an und bin außer mir vor Wut. »Du tust nichts von alledem wegen mir. Du tust es *deinetwegen*. Denn du bist ein Mann, der kann und der tut, erinnerst du dich? Oder hat sich das auch geändert?«

»Das hat es nicht.«

»Also, warum hast du mich in Maine ausrauben lassen, während ich weg war? Um zu sehen, ob ich zu dir zurückkriechen würde? Du hast die Fotos von uns an die Presse weitergeleitet, nachdem du mich beschuldigt hast, nachlässig zu sein, warum? Damit du beweisen konntest,

dass immer noch du die ultimative Kontrolle hast? Was kommt als nächstes, willst du mir erzählen, dass du Conner angeheuert hast, um meine Mutter zu verführen und...«

Ich schnappe nach Luft. Ich schlage die Hände über meinem Mund zusammen. »Oh mein Gott«, flüstere ich. »Das hast du.«

Er gibt kein Zeichen einer Entschuldigung oder zumindest der Vortäuschung von Reue von sich. Er schaut mich nur an und wartet.

Ich halte das nicht aus. Das ist alles zu viel. Ich gehe zum Bett und setze mich benommen hin.

»Warum, Jeremy?«, flüstere ich. Es klingt so, als würde ich betteln, aber das tue ich nicht. Mir wird nur... wieder einmal klar, wie geisteskrank dieser Mann wirklich ist. »Warum? Warum, warum, warum?«

»Weil deine Mutter wichtig für dich ist, Lilly«, sagt er. »Selbst wenn du versuchst, es zu leugnen, ist sie trotzdem deine Familie. Ich musste Vorsichtsmaßnahmen treffen für den Fall, dass du dich entschließen solltest,

wieder den Kontakt mit ihr aufzunehmen. Was du getan hast. Conner bewahrt sie in Sicherheit. Er sorgt dafür, dass ihr nichts Bedauerliches zustößt.«

Ich schüttle nur meinen Kopf. »Ihr gesamtes Leben ist eine Lüge«, sage ich zu mir selbst. »Alles, von dem sie glaubt, es zu kennen, alles, was sie schätzt... existiert nur deinetwegen, oder nicht?«

»*Deinetwegen*, Lilly«, korrigiert er mich. »Wegen dem, was du mir bedeutest.«

Ich schaue das Fenster an, während ärgerliche Tränen sich in meinen Augen sammeln. »Und was passiert, wenn ich aufhöre, dir etwas zu bedeuten, Jeremy? Was passiert dann? Sag mir das!«

»Das«, sagt er ernst und überbrückt den Abstand zwischen uns, »wird niemals geschehen.« Er senkt sich auf seine Knie und nimmt meine Hand. »Das verspreche ich dir, Lilly. Denn ich — *verdammt*, mir ist egal, was auch immer wir im Flugzeug vereinbart haben — ich liebe dich, ich liebe dich immer noch und werde es immer tun.«

»Hör auf!« Ich versuche, meine Hand wegzuziehen,

aber er lässt sie nicht los. »Hör einfach auf, Jeremy!« Ich wische mir die Tränen aus den Augen, bin ärgerlich auf mich selbst, dass ich weine, und außer mir vor Wut auf ihn, dass er solche Emotionen in mir weckt. Ich fühle mich verloren, als befände ich mich in der Schwebel, als wenn nichts, was ich tue oder sage noch eine Bedeutung hätte, es sei denn, es wird von Jeremy angeordnet.

»Ich werde nicht aufhören«, sagt er. »Ich werde niemals aufhören, dich zu lieben, Lilly. Niemals. Du bedeutest mir alles.«

Ich schaue hinauf an die Decke. Die Reflexion, die der Mond auf dem Meer draußen hinterlässt, erscheint wie der Tanz von trübem Licht an der Wand. »Du hast eine miserable Art, das zu zeigen«, schnaufe ich.

»Weil ich an das Versprechen gebunden bin, das ich dir gegeben habe«, sagt er.

Ich werfe einen kurzen Blick hinunter auf ihn — und wünsche mir, dass ich es nicht getan hätte. Seine Augen haben wieder dieses sanfte, glänzende Saphirblau angenommen. Die Farbe, die mir mit absoluter Sicherheit

sagt, dass der Mann, mit dem ich gerade spreche, Jeremy ist.

Und wenn er Jeremy ist — nur Jeremy und nichts anderes — habe ich eine Schwäche für ihn.

»Was tun wir?«, flüstere ich ihm zu. »Was ist das zwischen uns? Woraus besteht diese Welt, die du dir für mich und dich erträumt hast?«

»Ich weiß es nicht«, gibt er zu. »Aber ich warte... ich warte... darauf, dass du die Fesseln löst, die mich halten. Dass du mir gestattest, die Tiefe meiner Gefühle für dich auszudrücken.«

Ich nicke. »Ist es das, was du möchtest?«

Seine Hand festigt sich um eine. »Ja«, sagt er. »Das ist es, was ich von ganzem Herzen möchte.«

»Und wenn ich dich lasse«, sage ich, »wird es keine... Spiele mehr geben? Keine... Tests mehr?«

»Keine«, verspricht er. »Nie wieder.«

»Ich werde nicht mehr dein Versuchskaninchen sein?«

»Lilly.« Aus seinem Mund klingt mein Name wie die zärtlichste Liebkosung. »Du warst niemals mein

Versuchskaninchen. Weißt du das nicht?« Er führte meine Hand an seine Lippen und küsst meine Handfläche. »Du warst schon immer... und du hast niemals aufgehört, das zu sein... meine süße Lilly-Blume.«

»Also gut«, sage ich. »Also gut, Jeremy. Ich werde dich von deinem Versprechen erlösen. Du kannst tun... was auch immer du möchtest. Aber ich werde die Worte nicht erwidern.«

»Dann werde ich warten«, sagt er. »Ich werde so lange warten, wie es dauert, bis du dir selbst gegenüber zugibst, dass du dich in mich verliebt hast.«

»Das ist recht anmaßend von dir«, murmele ich.

»Nur weil ich weiß, dass es die *Wahrheit* ist. Ich kenne dich, Lilly. Wir haben zu viel miteinander erlebt, um das nicht zu tun.

Du hast Angst. Du bist verschreckt. Und durcheinander. Und nun, da ich frei sprechen darf?« Er schaut an seinem Brustkorb hinunter und legt eine Hand auf sein Herz. »Die Gefühle, die sich hier in mir aufbauen? Sie ängstigen mich auch. Ich habe noch nie

zuvor etwas Ähnliches empfunden. Und alle stammen von dir, Lilly. Weil ich dich liebe. Weil du mir die wahre Bedeutung dieses Wortes gezeigt hast.«

»Aber nicht sehr gut«, spottete ich, »wenn ich die letzte Woche bedenke.«

Er lacht. »Ich bin nicht perfekt, Lilly. Und für dich werde ich auch nicht so tun, als wenn ich es wäre. Du hast jede Seite von mir gesehen. Einige von diesen Seiten sind — wie du weißt — abscheulich. Aber wenn du mich leitest... wenn du deine Hand ausstreckst und vielleicht die Führung übernimmst... werde ich versuchen, sie zu ändern. Nicht nur für dich. Nicht nur für mich.«

Er steht auf und zieht mich zusammen mit sich nach oben. Er schlingt seine Arme um meinen Körper herum und hält mich fest.

»Sondern für uns«, flüstert er.

Kapitel Einundzwanzig

Ich erwache am nächsten Morgen vollkommen erfrischt und finde das Bett wieder einmal leer vor.

»Verdammt!«, fluche ich. »Verdammt, verdammt, verdammt!«

Ich muss nicht auf die Uhr schauen, um zu wissen, dass der Zeitpunkt schon lange vorbei ist, an dem ich im Büro hätte sein sollen.

Jeremy — das Schwein! — ist wieder ohne mich aufgebrochen.

Wie soll ich unter Beweis stellen, dass ich fähig bin, wenn er mich nicht einmal zur Arbeit gehen lässt? Worin zum Teufel besteht der Sinn dieses Anstellungsvertrags, wenn es mir nicht einmal gestattet ist, meine Aufgaben zu erfüllen?

Wenn er heute Abend zurückkommt, werden wir eine lange, anstrengende Unterhaltung darüber haben müssen, was genau er von mir bei Stonehart Industries erwartet.

Ich nehme schnell eine Dusche. Während ich das tue, denke ich über unsere Unterhaltung von gestern Abend nach. War das ein Versagen? Oder war es eine vage Art von Erfolg?

Ich habe noch keine Antworten in Bezug auf Hugh bekommen. Warum er ein Halsband hatte; wie er an die Bilder gekommen ist; warum er sie mir gezeigt hat. Zumindest weiß ich jetzt, warum Jeremy diesen Namen so sehr verachtet — Dank Feys SMS.

Ich staune darüber, wie sich die Dinge entfalten. Jeremy hat mir die Geschichte darüber erzählt, wie er das Unternehmen seines Vaters übernommen hat. Ich war davon ausgegangen, dass er den Mann danach einfach weggeschickt hat, dass er ihm alles weggenommen und ihn dann der Armut überlassen hat.

Das war naiv von mir. Wenn Jeremys Vater genauso erfolgreich gewesen ist, wie ich es vermute, wäre es unglaublich verschwenderisch gewesen, ihn einfach wegzuworfen. Ich kenne die Geschichte über Jeremys Kindheit von Charles. Egal was sonst noch geschehen ist,

er hat seinen Vater respektiert.

Also sieht es so aus, als wenn Jeremy den Mann in sein Unternehmen eingeführt hat, nachdem er seines übernommen hat.

Was ist mit Jeremys Brüdern? Befinden die sich ebenfalls irgendwo bei Stonehart Industries und arbeiten für ihn? Habe ich sie bereits getroffen, ohne es zu wissen?

Wenn man die Wahrheit hinter einem Geheimnis aufdeckt, ergeben sich zehn neue. So fühlt es sich an, wenn man mit Jeremy lebt. Ich weiß, warum er mich ausgewählt hat. Ich weiß von seiner Rache an meiner Familie. Aber ich weiß nicht sehr viel mehr.

Trotz der intimen Augenblicke, die wir miteinander erleben, ist dieser Mann immer noch ein vollkommenes Rätsel für mich. Die Dinge, zu denen er fähig ist — einschließlich Güte und Mitgefühl — überraschen mich auch weiterhin. Ich bezweifle, dass ich die vielen Gesichter, die Jeremy Stonehart an den Tag legt, jemals verstehen werde.

Nach meiner Dusche schaue ich auf meinem Handy

nach einer Mitteilung und hoffe — wünsche — mir ein Lebenszeichen von Fey. Irgendetwas, das mir zeigen würde, dass sie meine letzte Nachricht erhalten hat.

Da ist nichts.

Ich kann die Enttäuschung, die sich in mir ausbreitet, nicht bekämpfen. Es ist schon Tage her, dass ich sie angerufen habe. Es ist genügend Zeit vergangen, dass sie mich hätte zurückrufen können.

Es sieht so aus, als hätte ich sie wahrhaftig verloren. Diese Einsicht macht mich traurig.

Ich gehe nach unten und stoße auf dem Weg mit Rose zusammen. Sie lächelt mich an. »Ist schön, Sie wieder hier zu haben, Liebes«, sagt sie und berührt meinen Arm.

Verliere eine Freundschaft und finde eine neue? Zumindest haben Rose und ich uns wieder vertragen.

»Rose«, rufe ich aus, kurz bevor sie um eine Ecke biegt. »Wissen Sie, wo die Autoschlüssel sind?«

Sie hält an und dreht sich um. »Ja. Aber sind Sie sicher, das ist eine gute Idee? Simon steht zur Verfügung

—«

»Ich möchte mich nicht mit Simon abgeben«, sage ich angewidert. »Ich konnte auf meiner Reise etwas fahren, und ich habe das Gefühl vermisst. Ich habe heute nichts anderes zu tun, und Jeremy hat kein Problem damit, dass ich das Grundstück verlasse. Machen Sie sich keine Sorgen«, füge ich nach einer kurzen Pause hinzu, »ich werde zurückkommen.«

»In dem Fall«, sagt sie, »sicher. Ich werde es Ihnen zeigen. Folgen Sie mir einfach!«

Einige Minuten später sitze ich hinter dem Steuer eines Fahrzeugs, von dem ich nicht einmal wusste, dass Jeremy es besitzt.

Es stellt sich heraus, dass es eine Garage gibt, die mit exotischen Autos angefüllt ist und die ich irgendwie vollkommen übersehen habe. Es ist ein separates Gebäude, das mit dem Haupthaus nicht verbunden ist, und befindet sich einige Minuten entfernt auf einer Lichtung auf

Jeremys Grundstück.

Es gibt Porsches und BMWs und Maseratis und sogar einen Lamborghini. Ich frage Rose, ob Jeremy sie alle selbst fährt. Sie schüttelt ihren Kopf und sagt: »Seit Jahren nicht mehr.«

Offensichtlich ist er eher ein Sammler als alles andere.

All diese teuren Autos schüchtern mich ein. Ich würde nicht wollen, dass eines von ihnen kaputt geht, wenn ich nicht anständig damit umgehe. Also entscheide ich mich für das einfachste, das ich finden kann, und ebenso das kleinste. Einen Porsche 911 Carrera.

Und trotzdem dauert es einige Minuten, bis ich die Tatsache verdaut habe, dass *ich* dabei bin, einen Porsche zu fahren. Als kleines Mädchen haben Autos mich nicht unbedingt fasziniert. Aber da ich mehr mit Jungs als mit Mädchen zusammen war, weiß ich Automobile definitiv mehr zu schätzen.

Ich starte den Motor. Er wird zum Leben erweckt. Die leisen Vibrationen versetzen mir eine Gänsehaut. Ich

unterdrücke ein Kichern, nehme dann meinen Fuß von der Bremse und rolle vorwärts durch die offenen Garagentüren.

Zu Beginn gehe ich es langsam an und suche mir meinen Weg über den Pfad, der zum Tor führt. Der Wagen fährt sich wie ein Traum. Der Toyota, den ich in Maine gemietet habe, ist nichts verglichen mit dem hier. Er fühlte sich so an, als hätte ich einen Kampf führen müssen, nur um ihn um eine Ecke lenken zu können. Der Porsche scheint in der Lage zu sein, meine Gedanken zu lesen, und weiß bereits, wo ich hinfahren will, bevor ich das Lenkrad betätige.

Ich fahre durch das Tor und setze meine Sonnenbrille auf. Nicht weil es sonderlich hell ist, sondern weil ich nicht will, dass in allen Magazinen Bilder von mir zu finden sind.

Nicht dass es meine Absicht wäre auszusteigen. Ich möchte nur die Freiheit genießen, in der Lage zu sein, herumfahren zu können. Doch nach dem Vorfall in dem griechischen Restaurant weiß ich, dass ich nicht zu

vorsichtig sein kann. Ich gehe es auf den Straßen um Stoneharts Anwesen herum langsam an. Ich möchte einfach nur die Nachbarschaft erforschen. Es ist erstaunlich, dass ich hier bereits so lange lebe und immer noch keinen Sinn für die Umgebung habe.

Ich sehe nicht viele Häuser. Aber ich sehe viele riesige Anwesen. Ähnlich wie Jeremys Besitz. Die Häuser sind irgendwo tief auf dem Grundstück verborgen.

Die Straßen sind alle ruhig und leer. Vielleicht ist das in einer Gegend wie dieser tagsüber zu erwarten. Ich bezweifle, dass ich von Paparazzi beobachtet werde. Also öffne ich ein Fenster und spüre den Wind. Ich kann den salzigen Geschmack des Meeres auf der Zunge fühlen. Er vermischt sich mit der reinen, sauberen, leicht zu atmenden Luft, die von den immergrünen Büschen ausgeht, wirbelt um mich herum und füllt meine Lungen. Ich atme sie tief ein.

Ich biege in eine Seitenstraße ab. Etwas weiter entfernt entdecke ich eine Frau, die zwei Golden Retriever spazieren führt. Sie trägt einen engen schwarz-rosa

Jogginganzug, der ihren Körper wie eine zweite Haut umgibt. Ihr langes, blondes Haar ist zu einem Pferdeschwanz zurückgebunden. Sie sieht so aus, als wäre sie in meinem Alter.

Gerade als ich an ihr vorbei fahren will, hält sie an und winkt mir zu.

Ich zucke für eine Sekunde erschrocken zusammen und beginne sofort, das Fenster zu schließen. Auf halbem Weg komme ich zu mir und halte inne. Wovor um Himmels willen habe ich Angst?

»Hi!«, ruft sie aus, als ich an ihr vorbeifahre. »Hi, wir sind Nachbarn, oder nicht?«

Ich halte den Wagen neben ihr auf der Straße an. »Ja«, sage ich, »ich denke, das sind wir. Woher wissen Sie das?«

»Das Nummernschild.« Sie zeigt mir ein schüchternes Lächeln. »Das ist Jeremy Stoneharts Wagen, oder nicht?«

»Kennen Sie ihn?«

»Oh, wir haben uns in der Vergangenheit schon getroffen. Ein oder zwei Mal.« Sie zwinkert mir zu.

Meine Abwehr wird umgehend in Alarmbereitschaft versetzt. »Was meinen Sie damit, Sie haben sich ›getroffen‹?«, frage ich und spüre, wie mich eine unerwartete Welle von Eifersucht überkommt.

Sie lacht. »Ich mache nur Spaß, Baby. Ich erkenne Sie aus den Magazinen wieder. Und ich weiß, dass Stoneharts Anwesen hier irgendwo in der Nähe liegt. Keine Sorge. Dieser Mann gehört ganz Ihnen.«

»Ich mache mir keine Sorgen«, sage ich und versuche, meinen Stolz zu wahren.

Sie beugt ihren Kopf auf eine Seite. »Für mich sehen Sie ganz bestimmt besorgt aus. Aber egal, vergessen Sie es.« Sie streckt mir ihre Hand entgegen. »Ich bin Tracy.«

Ich zögere für den Bruchteil einer Sekunde und greife dann durch das Fenster hinaus. »Lilly«, sage ich.

»Ich weiß«, kichert sie. »Aber es ist nett, Sie persönlich kennenzulernen. Sie sind letzte Woche ein paarmal an mir vorbeigefahren — oder war es in der Woche davor? Egal, ich sehe Sie immer auf dem Rücksitz dieser Limousine.«

»Wirklich?«, frage ich. »Ich bin überrascht, dass Sie durch die getönten Scheiben hindurchschauen können.«

»Ich habe den Killerblick.« Sie zuckt mit den Schultern. Dann klopft sie auf die Brille über ihren Augen. »Und eine Sonnenbrille mit polarisierten Gläsern hilft auch.«

Einer der Hunde bellt etwas in den Bäumen an und springt nach vorn, wobei er Tracy mit sich reißt, bevor sie wieder die Kontrolle gewinnt.

»Egal«, sagt sie, »diese beiden werden ungeduldig. Ich gehe lieber. Es war schön, Sie zu treffen, Lilly. Ich hoffe, ich werde Sie bald wieder sehen.«

»Bis dann«, rufe ich ihr nach.

Verliere eine Freundin, gewinne zwei neue?

Jeremy kehrt am Abend zurück.

»Ich habe gehört, dass du heute einen kleinen Ausflug gemacht hast«, erzählt er mir, nachdem er mich mit einem

Kuss begrüßt hat. Er lächelt. »Ich bin froh, dass du dir den Luxus zu Nutzen machst, der dir zur Verfügung steht.«

»Es hat so viel Spaß gemacht!«, schwärme ich. Nachdem ich mich von Tracy verabschiedet hatte, fuhr ich mit dem Porsche auf den Freeway. Andere Wagen um mich herum und die Kraft des Motors zu spüren stellte einen Nervenkitzel dar, wie ich ihn noch nie erlebt habe. »Ich denke, ich könnte mich daran gewöhnen.«

»Wo bist du hingefahren?«, fragt Jeremy und hört mir dann zu, während ich plappere und er seinen Anzug auszieht, um in etwas Bequemerem zu schlüpfen.

Wir nehmen für das Abendessen Platz, das Charles persönlich serviert. Er bemerkt die gute Laune, die Jeremy und ich haben. Als er hinter Jeremy steht, zeigt er mir ein breites, freundliches Lächeln, welches von einem Augenzwinkern gefolgt wird. Ich nicke ihm zu und lächle zurück.

»Lilly«, sagt Jeremy, nachdem wir uns mit unseren Weingläsern in der Hand in das angrenzende Wohnzimmer zurückgezogen haben, »ich muss morgen in Boston sein.

Ich werde das Wochenende über dort bleiben. Ich weiß, dass du dort aufgewachsen bist. Ich möchte, dass du mich begleitest. Aber mein Terminkalender ist bereits voll. Wir werden keine Zeit für einander haben. Und trotzdem frage ich dich, möchtest du mit mir kommen?«

»Wann wirst du zurück sein?«

»Spät am Sonntagabend.«

Ich denke über das Angebot nach. Während es sich als interessant herausstellen könnte, den Ort zu besuchen, an dem ich geboren wurde, reizen mich zwei weitere sechsstündige Flüge im Abstand nur weniger Tage nicht sonderlich.

»Und für dich geht es nur ums Geschäft?«, frage ich.

»Ja«, sagt er. »Ich meine...«, er schaut mich über den Rand seines Glases hinweg an und hat dieses verführerische Schimmern in seinen Augen, »es wäre möglich, dass ich mir hier und dort ein wenig Zeit für dich nehmen könnte... besonders wenn du so verführerisch aussiehst wie jetzt... Aber ja«, wirft er ein, »du würdest die meiste Zeit allein sein. Hier oder dort. Du hast die

Wahl.«

»Dann würde ich es vorziehen, einfach hier zu warten«, erkläre ich ihm. »Du weißt, wie gut es ist, nachdem wir etwas Zeit getrennt voneinander verbracht haben.«

»Ja«, raunt Jeremy. »Aber ich bin noch nicht weg.«

Und damit setzt er sein Glas ab, zieht mich zu sich heran und küsst mich — fest.

Kapitel Zweiundzwanzig

Am nächsten Morgen wache ich auf und stelle fest, dass Jeremy bereits weg ist. Es sieht so aus, als würde das zur Gewohnheit werden.

Ich strecke mich gemächlich und weide mich an der Erinnerung an gestern Abend. Jeremy war lieb und zärtlich. Er hat sich auf jede erdenkliche Weise um mich gekümmert. Er hat mir ein wahrlich exotisches Gefühl verliehen.

Mist! Ich habe allerdings vergessen, ihn nach den Dingen zu fragen, die mir im Kopf herumgehen. Nun, ich habe es nicht wirklich *vergessen*. Ich wollte einfach nur nicht das verderben, was wir hatten, indem ich sie erwähnte.

Aber wenn er am Sonntagabend zurückkehrt, wird es für mich an der Zeit sein, Antworten einzufordern. Ein für alle Mal.

Ich stehe auf und wandere nach unten. Nachdem ich

eine ganze Woche lang nicht bei der Arbeit war, fühle ich mich sonderbar unnütz.

Aber lag der Grund dafür, dass du arbeiten wolltest, nicht darin, näher an Jeremy Stonehart heranzukommen?, erinnert mich eine leise Stimme. *Hast du das nicht geschafft, seitdem du aus Maine zurückgekehrt bist?*

Ich denke, das stimmt. Ich hatte einige angsterfüllte Tage, als ich dachte, dass ich es mir mit Jeremy verdorben hätte. Zumindest habe ich jetzt die Gewissheit, dass das nicht der Fall ist.

Das ist mir wichtiger als jede Position bei Stonehart Industries. Ich habe mein Versprechen nicht vergessen, mich an Jeremy zu rächen. Aber wie erwartet braucht dieser Vorgang Zeit. Viel, viel Zeit.

Zeit, die ich habe? Definitiv. Es gibt keinen Druck, irgendetwas so schnell wie möglich zu erledigen. Eigentlich fühle ich mich dort recht wohl, wo ich mich augenblicklich befinde.

Aber wie lange wird das andauern?, frage ich mich.

Ein Jahr? Zwei? Mehr?

Ich weiß es nicht. Und ich weiß nicht, was danach passiert. Ich kann nicht länger leugnen, dass meine Gefühle der Zuneigung für Jeremy Stonehart wachsen. Sie sind da. Wenn er damit fortfährt, sich so wie gestern zu verhalten, wird es sich als schwierig erweisen, sie zu überwinden.

Aber ich werde einen Weg finden. Das tue ich immer. Das Schlimmste habe ich hinter mir. *Dessen* bin ich mir sicher. Und wenn ich bisher überlebt habe... sogar begonnen habe aufzublühen... dann zweifle ich nicht an meiner Fähigkeit, das in Zukunft auch weiterhin zu tun.

Draußen regnet es leicht. Ich spüre das Verlangen, mich wieder hinter das Steuer zu setzen. Ich habe heute nichts Besseres zu tun. Und außerdem, warum sollte ich meine Situation nicht dafür nutzen, etwas Spaß zu haben?

Also frühstücke ich, dusche danach, ziehe mich an und nehme mir die Schlüssel. Ich überlege mir, einen anderen Wagen auszuprobieren — einen *leistungsfähigeren* Wagen — entscheide mich dann aber dagegen. Die Maseratis und

Lamborghini dieser Welt schüchtern mich immer noch ein. Ich muss es langsam angehen lassen und auf die gleiche Weise voranschreiten, als würde ich für einen Marathon trainieren. Man springt nicht kopfüber hinein und läuft während seines ersten Trainings 42,2 Kilometer. Man bereitet sich langsam darauf vor.

Diese Art von Überlegungen treibt mich zurück hinter das Steuerrad des Porsches.

Aber nur wenige Minuten später fahre ich mit einer atemberaubenden Geschwindigkeit den Highway entlang und fühle mich von Minute zu Minute wohler.

Hinter mir höre ich Sirenen. Mein Herz rutscht mir in die Hose. Ich bekomme Panik. Bin ich zu schnell gefahren? Meine Atmung beschleunigt sich. Eine Mischung aus Furcht, Schuldgefühlen und Besorgnis breitet sich in mir aus.

Aber dann schaue ich in den Rückspiegel und sehe, dass es nur ein Krankenwagen in der Ferne ist. Erleichtert atme ich aus, wechsle die Spur, um ihn vorbei zu lassen, und verspreche mir selbst, in Zukunft vorsichtiger zu sein.

Eigentlich habe ich genug vom Highway. Ich bin noch nicht einmal einfach nur in San Jose herumgefahren und habe die Straßen allein erkundet. Ich weiß, dass ich immer noch nicht aus dem Wagen aussteigen kann — es sei denn, ich möchte es riskieren, fotografiert zu werden. Aber ich kann ganz sicherlich herumfahren und mich umschauen.

Und selbst wenn mir etwas auffällt — und ich mich dazu entscheiden sollte auszusteigen — ist es wirklich so schlimm, ein paar mehr Fotos zu riskieren? Wie belastend können die denn wirklich sein? Ich tue nichts, das ich nicht tun *sollte*. Ich würde also keinen Skandal heraufbeschwören, wenn ich aus dem Auto ausstiege.

Es ist nur das Gefühl der Überwachung, die permanente Unsicherheit, ob ich beobachtet werde oder nicht, die mich zögern lässt, den Wagen zu verlassen.

Ich nehme die Ausfahrt und folge den Schildern zur Stadtmitte. Die Sonne hat begonnen, hinter den Wolken hervorzuschauen, als ich dort ankomme. Lücken in der Wolkendecke hinterlassen Lichtflecke auf der Straße.

Ich biege nach links ab und suche nach der luxuriösen,

malerischen kleinen Gegend, zu der Simon mich gebracht hat. Es macht keinen Sinn, in der Stadtmitte gegen den Verkehr anzukämpfen, wenn ich die Stadt nur ein wenig auskundschaften möchte.

Nachdem ich einige Male falsch abgebogen bin und mich mehr als einmal vollkommen verloren gefühlt habe, sehe ich, wie ich langsam von bekannten Gebäuden umgeben werde, als würden die schleichenden Strahlen einer aufgehenden Sonne mich begleiten. Dies ist der einzige Ort, an dem ich mich nach dem letzten Mal nicht traue auszusteigen. Aber niemand muss wissen, dass ich hinter diesem Steuer sitze.

Ich fahre langsam herum und halte mich an die zulässige Höchstgeschwindigkeit. Plötzlich muss ich zweimal hinsehen. Dort, mir gegenüber, auf der anderen Seite der Straße steht...

Nein, das kann nicht sein.

Oder?

In einem einzigen übereilten Manöver drehe ich verbotenerweise um, schneide auf drei Spuren den

Verkehr ab und werde mit einem Schwall von Autohupen belohnt. Aber das spielt keine Rolle. Ich bemerke es nicht einmal.

Ich halte auf der anderen Seite an und öffne das Beifahrerfenster. »Robin?«, rufe ich aus.

Er erschrickt, als er seinen Namen hört, und dreht sich um, um zu sehen, wer ihn gerufen hat. Dann erblickt er mich, und seine Augen weiten sich. Er eilt zu mir hinüber.

»Lilly!«, sagt er.

»Robin, was zum Teufel tust du hier?«, frage ich.

Ein weiteres Hupen ertönt hinter mir. Ich fluche.

»Ich suche nach dir«, sagt er einfach.

Ich schüttele meinen Kopf. »Was?« Ein weiteres aggressives Hupen. »Ist Fey bei dir?«

»Nein, sie ist im Hotel.«

»Hey, Arschloch!«, ruft eine verärgerte männliche Stimme aus irgendeinem anderen Wagen, »beweg dich mal, verstanden?«

Und dann regnet eine weitere Kaskade von Hupen auf mich nieder.

»Steig ein!«, sage ich zu Robin. »Schnell!«

Er nickt, öffnet die Tür und rutscht hinein. Ich fahre an, ohne mich umzublicken, pralle fast mit einem anderen Wagen zusammen, fluche noch einmal und passe mich dann dem Verkehr an.

Meine Hände zittern. Ich bin sehr nervös. Mit jedem Herzschlag wird Adrenalin durch meine Adern gepumpt.

»Erklär mir das!«, sage ich zu ihm. »Jetzt.« Ich schaue ihn schnell an und dann zurück auf die Straße.
»Was meinst du damit, du suchst mich? Warum?«

»Fey hat deine Nachricht bekommen«, sagt Robin.
»Und sie versucht seitdem, dich zu erreichen. Aber du hast auf keine ihrer SMS oder E-Mails geantwortet. Jedes Mal, wenn sie versucht, dich anzurufen, nimmst du nicht ab.«

»Was?«, sage ich verblüfft. »Sie hat mich nicht einmal angerufen!«

»Das stimmt nicht«, sagte Robin. »Sie versucht fast jeden Tag jede Stunde einmal, dich zu erreichen. Und da sie das nicht konnte... als mehr und mehr Zeit verging, nachdem sie das letzte Mal von dir gehört hat... begann

sie, sich Sorgen zu machen. *Wirkliche* Sorgen.« Robin schaut mich an. »Du sitzt tief in der Scheiße, Lilly. Ich habe mir auch Sorgen gemacht.«

Ich möchte am liebsten hysterisch lachen. Gott sei Dank gibt mir das Steuerrad unter meinen Händen etwas anderes, worauf ich mich konzentrieren kann.

»Wo wohnt ihr?«, frage ich. »Weit von hier?«

»Nicht weit«, sagt Robin.

»Zeig mir den Weg.«

Er gibt mir die Richtung an. Etwa eine Minute später halte ich auf dem Parkplatz eines teuren Hotels. Mist. Es gibt nur eine Möglichkeit, wie sie sich diesen Ort leisten können: Feys Eltern bezahlen diese Reise. Das bedeutet, *sie* wissen Bescheid, und *sie* machen sich auch Sorgen.

Mist, Mist, Mist!

Ich schalte den Motor aus und schaue Robin an. »Erkläre es mir noch einmal!«, sage ich zu ihm. »Von Anfang an.«

Er nickt und beginnt. Es ist die gleiche Geschichte wie zuvor, jedoch mit einigen weiteren Einzelheiten. Fey

hat meine Nachricht am Anfang der Woche bekommen. Seitdem versucht sie, mich zu erreichen. Aber all ihre Versuche, mit mir zu kommunizieren, wurden gesperrt. Als die Tage vergingen, hat sie sich mehr und mehr Sorgen gemacht, bis sie und Robin schließlich gestern Abend eine Reise über das Wochenende hierher gebucht haben, um zu versuchen, mich zu finden.

»Und das ist alles«, sagt Robin. Er schaut mich sehr ernst an. »Lilly, du weißt nicht, mit was für einer Art von Mann du zusammen bist. Ich habe noch ein bisschen weiter gegraben. Und Lilly, die Dinge, die dieses Unternehmen getan hat, im Geheimen...«, er pustet seine Wangen auf und lässt eine Hand durch dein Haar gleiten, »nun, wenn irgendetwas davon jemals ans Licht käme, würde Jeremy Stonehart für den Rest seines Lebens im Gefängnis sitzen.«

»Und warum ist das bisher nicht geschehen?«, will ich wissen. »Wenn deine Informationen so gut sind, warum wissen dann andere Leute nichts davon? Warum bist *du* dann nicht zu deinem wertvollen *Economist* gegangen, damit der die Geschichte veröffentlicht?«

»Weil, Lilly, nichts von alldem bewiesen werden kann. Es sind nur Andeutungen und Kleinigkeiten, die ich hier und da aufgeschnappt habe. Aber ich habe einen Sinn für diese Dinge. Wenn genügend davon in eine Richtung zeigen... nun, sehr oft sprechen sie die Wahrheit.«

»Die Wahrheit?« Ich lache. »Wie viel weißt du über die Wahrheit, Robin?« Ich denke an all die Dinge, die Jeremy mir angetan hat, während er noch Stonehart war. Dinge, die kein lebender Mensch jemals wissen wird. »Du weißt überhaupt nichts.«

»Ich weiß, dass du in Gefahr bist«, sagt er. »Fey weiß es auch. Dies ist *sein* Wagen, oder nicht? Woher weißt du, dass er nicht abgehört wird? Woher weißt du, dass er nicht jedem deiner Worte lauscht?«

Glaub mir, diese Möglichkeit ist mir schon viele Male im Kopf herumgegangen, möchte ich am liebsten sagen. Aber stattdessen antworte ich: »Wenn du es vorziehst, können wir nach draußen gehen.«

»Ja«, sagt er, »das tue ich.«

Wir steigen aus dem Wagen aus und gehen in die

Empfangshalle. Ich rücke meine Sonnenbrille zurecht, um sicher zu gehen, dass sie meine Augen verdeckt. »Komm mit nach oben!«, sagt Robin. »Fey wird sehr erleichtert sein, dich zu sehen.«

Ich nicke und schaue mich verstohlen um, ob ich jemanden entdecken kann, der uns folgen könnte.

Im Fahrstuhl fange ich wieder an zu sprechen.

»Ruf mich an!«, sage ich.

Robin schaut in meine Richtung. »Was?«

»Ruf mich an! Beweise mir, dass du die Wahrheit sagst!«

Er nickt und holt sein Handy hervor. Er schaut auf die Statusleiste. »Sobald wir hier draußen sind.«

Ich beiße mir auf die Lippen und werde immer unruhiger, während der Fahrstuhl uns höher nach oben bringt. Ich beginne, mit dem Fuß aufzuklopfen — schnell.

Die Türen öffnen sich, und wir steigen aus.

Robin beginnt, den Flur entlangzugehen.

»Was tust du da?«, frage ich. »Du sollst mich doch anrufen.«

»Unser Zimmer befindet sich nur einige Türen weiter«, beginnt er und zeigt hinter sich.

»Nein«, sage ich. »Ich bewege mich nicht einen Schritt weiter, bis du es bewiesen hast. Ruf mich an! Jetzt!«

Er seufzt. »Okay, Lilly«, sagt er. »Wie ist deine Nummer?«

Ich gebe sie ihm. Er tippt sie ein und drückt auf »Anrufen«. Ich hole mein Handy hervor und warte.

Nicht passiert.

»Siehst du?«, seufzt er.

»Ich glaube das nicht.« Ich schüttle meinen Kopf.
»Gib mir dein Handy. Du hast dich wahrscheinlich verwählt.«

Er schaut mich entnervt und ungläubig an, aber reicht mir sein Handy.

Ich überprüfe das Signal. Fünf Balken. Der Empfang ist perfekt. Ich überprüfe das Signal auf meinem Handy. Das Gleiche.

Ich gebe meine Nummer ein. Vorsichtig. Langsam.

Dann drücke ich auf »Anrufen«.

Ich warte. Auf Robins Handy ist der Wählton zu hören.

Aber meines klingelt nicht.

Verdammter Mist.

»Zufrieden?«, fragt Robin.

»Nein«, sage ich. »Nein. Keineswegs.«

Ich spüre, wie Zorn in mir aufsteigt. Ein Zorn, der vollkommen auf Jeremy gerichtet ist, dafür, dass er mich auch weiterhin hinters Licht führt, dafür, dass er mich auch weiterhin betrügt. Er hat mich glauben lassen, dass ich vollen Zugang zur Welt habe, und trotzdem überwacht er immer noch mein Handy? Und er hat die Anrufe von Fey und Robin gesperrt.

Warum?

Er ist der einzige, der mir Antworten geben kann. Ich denke, ich habe ein Recht, das zu erfahren.

Ich suche auf meinem Bildschirm nach Jeremys Nummer und drücke ärgerlich auf »Anrufen«. Ich halte das Handy an mein Ohr.

Robin schaut mich an. Ich hebe einen Finger und forme mit meinem Mund das Wort »Warte«.

Jeremys Handy klingelt. Und klingelt. Und klingelt.

Er hebt nicht ab.

Verdammt! Ich bin bereit, vor Frust zu schreien.

Ich rufe die App für meine Nachrichten auf.

Du verdammtes Arschloch!, tippe ich. *Du hast mein Handy gesperrt!* Ich drücke auf »Senden« und verstaue das Handy wieder in meiner Handtasche. »Okay«, sage ich zu Robin. »Okay, lass uns zu Fey gehen!«

Auf halbem Weg den Flur hinunter bekomme ich eine SMS. Robin hält vor der Tür und zieht seine Zugangskarte hervor. Ich hole mein Handy aus der Tasche.

Ich finde eine Nachricht mit einem Wort, die von Jeremy Stonehart gesendet wurde:

Ja.

Es fühlt sich so an, als wäre mir der Wind aus den

Segeln genommen worden.

Robin führt seine Karte ein. Die Tür öffnet sich.

Draußen sehe ich Fey.

Mein Handy beginnt zu klingeln. Ich schaue es an.

Es ist Jeremy.

Ende.

Hat Ihnen dieses Buch gefallen? Sie möchten die Veröffentlichung des nächsten Teils nicht verpassen? Tragen Sie sich in meine **E-Mail Liste** ein (<http://eepurl.com/RUV5Z>), um als erstes von dem Erscheinen meiner neuen Bücher informiert zu werden.

***Enthüllungen, Teil 8* erscheint
demnächst.**